
MANUIA
SAMOA
A 000 314 797 2
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
California





Manuia Samoa!



Das bin ich *vor unserem alten Bunga-*



Manuia Samoa!

Samoanische Reiseskizzen
und Beobachtungen

Von

Richard Deeken

Mit einem Deckelbilde von
Hans Deiters, Düsseldorf

Berlin — Oldenburg — Leipzig
Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Der Verfasser war anfänglich im Zweifel, ob er das Nachstehende nicht lieber „Samoanisches Quodlibet" nennen solle, was dem aus recht locker zusammengefügten und auch in sich durchaus nicht einheitlichen Abschnitten bestehenden Inhalte vielleicht besser entsprochen haben würde.

Diese Verschmelzung von erzählenden Schilderungen des Selbsterlebten und Selbstempfundenen mit nüchternen wirtschaftlichen und kolonialpolitischen Abhandlungen mag gewiß auf den ersten Blick befremden, und doch wählte der Verfasser gerade diese Form, um der Eigenart und den Wünschen des lesenden Publikums unserer Zeit Rechnung zu tragen.

Umrahmt nicht auch der Maler die Darstellung, durch welche er auf das Empfinden seiner Mitmenschen einwirken will, mit einer stimmungsvollen Umgebung, mit einem oft durch den Kontrast am tiefsten wirkenden Hintergrund?

Eine nackte Abhandlung über die wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse Samoas würde nur von einigen wenigen Kolonialpolitikern gelesen werden,

während der Verfasser jedoch durch die nachstehende Schrift das Interesse der weiteren Kreise des denkenden Deutschland auf Samoa hinzulenken beabsichtigt, und das glaubte er am besten dadurch zu erreichen, daß er den abstrakten Kern sachlicher Ausführungen in eine dünne belletristische Schale hüllte, obgleich er weiß, daß mancher ihm gerade deswegen den Vorwurf phantastischer Romantik, idealistischer Schwärmerei machen wird.

Dieser Vorwurf mag den Verfasser mit Recht oder mit Unrecht treffen, er wird ihn freudig hinnehmen, wenn es ihm gelingt, sich auf dem eingeschlagenen Wege eine Brücke zu bauen zu all' den deutschen Herzen, in denen das Verständnis für die unumgängliche Notwendigkeit einer überseeischen Entfaltung der deutschen Macht, der politischen, der wirtschaftlichen und der geistigen, noch tief, tief schlummert.

Wohl hat der mahnende Weckruf des deutschen Kaisers in manchen Herzen einen begeisterten Wiederhall gefunden, wohl beginnt es in vielen andern bereits zu dämmern: In den breiten Schichten des deutschen Volkes jedoch, selbst dort, wo Wissenschaft und Bildung auf das sorgfältigste gepflegt werden, wo nur aufrichtige Vaterlandsliebe Handeln und Denken maßgebend beeinflussen, hat sich die Überzeugung noch ganz und gar nicht Bahn gebrochen, daß Deutschland gezwungen ist, sich auf die bisher kaum betretenen Pfade überseeischer Weltpolitik, auf denen der Handel bereits seit Jahrzehnten vorausgeeilt ist, zu begeben, wenn es sich nicht aus seiner bisherigen politischen und wirtschaftlichen Stellung herausdrängen lassen will. Das würde einen durch nichts zu hemmenden Ruin

des deutschen Volkes, in allererster Linie der arbeitenden, von der Entwickelung unserer Industrie, unseres Handels abhängigen Klassen bedeuten.

Nur diejenigen Mächte, welche im Stande sind, ihre Schiffahrt mit kräftigem Arme zu schützen und ihrem Handel hinreichende Absatzgebiete zu sichern, nur die können sich am internationalen Wettbewerbe des Weltmarktes mit Erfolg beteiligen. Eine Nichtbeteiligung oder ein Mißerfolg hat nicht nur unfehlbaren politischen Zerfall, sondern auch eine allgemeine soziale Verelendung, körperliche Verkümmerung, geistige Verstumpfung im Gefolge.

Das aber ist der Untergang eines Volkes. —

Aber noch eine andere eiserne Notwendigkeit zwingt uns zur Durchführung einer energischen Kolonialpolitik. Das ist das rapide Wachsthum des deutschen Volkes.

Der seit Jahrhunderten durchgepflügte und durchgesiebte Boden des kleinen Deutschland kann nicht mehr die 55 Millionen seiner Bewohner ernähren.

Als Deutschland in politischer Zerrissenheit darniederlag, begannen die ersten Auszüge. Der Zusammenhang der Ausgewanderten mit ihrem Heimatlande mußte schon in kürzester Zeit verloren gehen. Aber auch nach unserer Einigung und Erstarkung sahen wir es als etwas nicht Unnatürliches an, Millionen kühner, arbeitskräftiger Deutschen — denn wahrhaftig, nicht die untüchtigsten sind es, welche in mutiger Entschlossenheit, alle Brücken hinter sich abbrechend, einem ungewissen Schicksale entgegen in die Welt hinausziehen — in dem übermächtigen Strome anderer lebenszäher Völker untertauchen zu sehen.

Des sind wir jetzt müde. Nicht länger mehr wollen und dürfen wir es dulden, den Überschuß unserer kostbaren Volkskraft fremden Ländern, und meistens gerade denen, welchen das wunderbare Emporblühen des Deutschen Volkes der bitterste Dorn im Auge ist, Amerika und England, als billigen Kulturdünger zu überlassen, unsere nationale Kraft schwächend und die unserer zähesten Konkurrenten auf dem Weltmarkte durch die fortgesetzte Zufuhr lebenskräftigen deutschen Blutes immer von neuem wieder stärkend. —

Das Jahr 1884 brachte Deutschland seinen ersten Kolonialbesitz. In späteren Jahren haben wir ihn vergrößert und — verkleinert.

Was wir in erster Linie bedürfen, sind Länder, in denen der deutsche Auswanderer nicht nur leben, wo er auch arbeiten kann, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, und wo er auch, wenn irgend möglich, mit einer weißen Frau einen kräftigen, gesunden Nachwuchs erzeugen kann.

Nur ein kleiner Teil unseres Besitzes entspricht diesen Bedingungen.

Die südliche Hälfte Deutsch-Südwest-Afrikas ist klimatisch gewiß wohl geeignet, einen Teil des deutschen Auswandererstromes in sich aufzunehmen, und wird sicherlich in späteren Jahren noch vielen deutschen Familien eine neue, glückliche Heimat werden. Zur Zeit jedoch ist eine gesicherte Zukunft dort an den Besitz größerer Geldmittel geknüpft, und über die verfügt das Gros unserer Auswanderer nicht.

Das Schutzgebiet Kiautschou wird einer Zahl deutscher Gewerbetreibender und gelernter Arbeiter

einen guten Broterwerb sichern. Zu umfangreicherer Einwanderung eignet sich jedoch zur Zeit das Schutzgebiet noch nicht.

Von unsern Südseebesitzungen sind die Karolinen und Mariannen klimatisch günstige Gebiete. Gepflanzt ist aber auf diesen Inseln außer der Kokospalme so gut wie gar nichts, und erst eingehende Versuche müssen zeigen, ob andere Kulturen gedeihen, und vor allem auch, ob diese Kulturen sich bezahlt machen.

Die Marshall-Inseln, auf denen zwei große Gesellschaften arbeiten, bieten weiteren Unternehmungen keinen Platz.

Mit dem 14. November 1899 jedoch ging Samoa, dieses von der Natur so reich gesegnete und von den drei Mächten, Deutschland, England und Amerika, so heiß umstrittene Inselreich zu seinem weitaus größten Teile in deutschen Besitz über.

Welch' hohe Bedeutung die deutsche Regierung diesen Inseln beimaß, zeigen die überaus wertvollen Abtretungen und Konzessionen, welche gemacht wurden, um für Deutschland den Besitz Samoas zu sichern. Mit Samoa haben wir einen außerordentlich wichtigen Stützpunkt in der östlichen Hälfte der Südsee gewonnen, dessen Wichtigkeit für unsern Handel und unsere Schiffahrt schon jetzt eine ziemlich große ist.

Nur der, welcher mit eigenen Augen die beispiellose Entwickelung des Handels in der Südsee und den enormen Fortschritt, welchen die dortigen Inselgebiete in der Civilisation und Kultur gemacht haben, gesehen hat, nur der kann den Wert Samoas voll und ganz würdigen.

Die centrale Lage Samoas ermöglicht es, den stark emporblühenden Handel der umliegenden Inselgruppen, von dem ein nicht unbeträchtlicher Teil bereits in deutschen Händen ist, nach Samoa zu ziehen. Zudem wird nach menschlicher Voraussicht im Anfange des nächsten Jahrzehnts ein mittel-amerikanischer Kanal vollendet sein.

Dann werden auch für Samoa ungeahnte Zeiten kommen. Apia wird das Honolulu des Südens werden. Doch nicht ohne weiteres. Viel Mühe und harte Arbeit, und nicht zuletzt manche Summe Geldes wird es kosten, um für Samoa diese leitende Stellung zu erringen. Und da ist das Haupterfordernis die baldige Anlage eines geschützten, den Anforderungen der modernen Schiffahrt nach jeder Richtung hin genügenden Hafens, denn die jetzigen schlechten Hafenverhältnisse sind nur dazu angethan, Handel und Verkehr von Deutsch-Samoa abzuschrecken.

Durch eine rationelle Erschließung und Nutzbarmachung des so überaus reichen Landes wird sich die noch in sehr bescheidenen Grenzen befindliche Produktion der Inseln schon in kurzer Zeit ganz erheblich steigern lassen.

Es soll hier dem kolonialen Optimismus ganz gewiß keine Lanze gebrochen werden, denn dieser schädigt die anhaltende gesunde Entwickelung einer Kolonie, da er früher oder später nur bittere Enttäuschungen im Gefolge hat. Es kann nie genug hervorgehoben werden: Kolonialwirtschaft ist ein Geschäft, nichts weiter! Jedes Abweichen von diesem Grundsatze rächt sich bitter.

Wenn aber das Geschäft zu den besten Hoffnungen berechtigt, so ist es Thorheit, zu warten oder es gar überhaupt nicht zu machen.

Dazu kommt nun noch, daß Samoa das denkbar gesundeste Klima besitzt, daß es sich überhaupt in jeder Beziehung ganz vorzüglich zur Aufnahme deutscher Ansiedler eignet.

Die kleine Zahl der samoanischen Eingeborenen darf gewiß nicht in ihrem Besitzrechte beeinträchtigt, noch sonst in ihren althergebrachten Lebensgewohnheiten durch die Neuordnung der Verhältnisse gestört werden, da sie dadurch, wie fast alle Völker der Südsee, einem rapiden Untergange zugeführt werden. Im Gegenteil, wir müssen danach streben, die Zahl dieses edlen und hochgebildeten Völkchens zu vermehren. Das geschieht am besten dadurch, daß man ihre Heimats-Scholle, auf der sie leben und von der sie sich nähren, auf ewige Zeiten unangetastet erhält. Da liegen aber noch endlose Strecken fruchtbarsten Landes im Innern der Berge, wo kein Eingeborner wohnt, und die von ihnen niemals werden bearbeitet werden können. Dies Land liegt brach und wartet nur des Spatens.

Freilich ist Samoa ja ein verhältnismäßig kleines Gebiet, es hat aber doch reichlichen Raum für viele tausende deutscher Einwanderer, welche mit leichter Mühe die in dem reichen Boden schlummernden Schätze heben und sie in Millionen klingenden Goldes umwandeln können. Warum also zögern wir, eine Einwanderung tüchtiger Ansiedler nach Samoa zu begünstigen? Die dafür verausgabten Gelder werden

schon in absehbarer Zeit mit Wucherzinsen wieder einkommen.

Samoa, die schönste unserer Südseekolonien, ist befähigt, eine ertragreiche Musterkolonie zu werden. Samoa mit seinem wunderbaren Klima kann und muß die glückliche, sorgenfreie Heimat mancher deutschen Familie werden.

Wodurch ist denn Hawaii zu seiner jetzigen Blüte gelangt? Durch seine geographische Lage und durch seine Zuckerplantagen. Nun, Samoa wird sich emporarbeiten durch seine günstige Lage und durch seine Kakao-Pflanzungen.

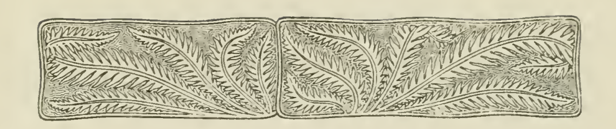
Samoa ist fraglos zur Zeit das beste koloniale Geschäft. Also machen wir es und warten nicht, bis die Konkurrenz fremder Unternehmer die jetzt so günstigen Aussichten vernichtet hat!

Jaluit, Marshall-Inseln, im Juni 1901.

Der Verfasser.

Abschied von Honolulu.





I.

Abschied von Honolulu.

Immer schwächer wurden die harmonischen Klänge der Musikkapelle, immer leiser tönten die wehmütigen Weisen der hawaiischen Abschiedslieder.

„Aloha oe! Aloha oe! until we meet again!"
(Ich denke Dein! Ich denke Dein! bis wir uns wiedersehn!)

Da standen noch meine deutschen Freunde, auf deren Veranlassung soeben der Dirigent der hawaiischen Kapelle, der ehemalige Königlich preußische Kapellmeister Berger ein kräftiges „Deutschland, Deutschland über Alles" und „Die Wacht am Rhein" in die Winde schmettern ließ.

Mit Blumenkränzen geschmückt, welche nach hawaiischer Sitte dem scheidenden Freunde mit auf den Weg gegeben werden, lehnte ich an der Reeling und rief noch ein letztes Lebewohl hinüber.

Der gute Sam, mein hawaiischer Freund, welcher mich auf meinen Ausflügen stets begleitet und so

manchen Schmetterling für mich gefangen hatte, nachdem er ihn jedoch meist so zugerichtet, daß er für mich gänzlich unbrauchbar war, wischte schon den ganzen Morgen recht bedenklich mit seinem Taschentuch. Doch jetzt standen dem guten Jungen die dicken Thränen in den Augen. Ich weiß, er hatte mir die ganze Liebe und Freundschaft, deren ein hawaiisches Herz fähig ist, geschenkt, und auch ich hatte ihn, besonders in der letzten Zeit, recht lieb gewonnen.

Als ich mit ihm von der Insel Hawaii nach Honolulu zurückgekehrt war, verging kein Tag, daß er mich nicht besucht hätte. Aber niemals kam er, ohne ein Zeichen seiner Freundschaft mitzubringen, entweder einen aus Pandanusblättern geflochtenen Hut, welcher mir bis über die Ohren rutschte und mir das Aussehen eines Rinaldo gab, oder eine Uhrtasche, welche er sehr hübsch aus Koasamen genäht hatte, die aber für eine Miniatur-Damenuhr berechnet war, oder er brachte mir einige alte hawaiische Briefmarken, welche er so lange in seiner Westentasche getragen hatte, daß eine Farbe oder andere Erkennungszeichen auf ihnen kaum mehr zu sehen waren, oder endlich er kam triumphierend mit einem Käfer, den er sorgfältig in sein Taschentuch eingerollt hatte, und welcher durch diesen etwas außergewöhnlichen Transport sämtliche Beine und Fühlhörner verloren hatte.

Sam war ein regelrechter hawaiischer Prinz, denn er stammte mütterlicherseits — und die mütterliche Abstammung ist bei fast allen Völkern der Südsee wesentlicher als die väterliche — direkt von den Kamehamehas

ab; er war einige Jahre Schullehrer gewesen, bis ihn die Amerikaner nach der Annexion Hawaiis aus seiner Stellung gejagt hatten, da er ein Vollblut-Hawaiier war, natürlich ohne ihm eine Pension, oder Entschädigung zu geben. Das ist überhaupt das Streben der jetzigen amerikanischen Regierung, die bisher noch einflußreichen hawaiischen Elemente aus ihren Stellungen und ihrem Besitz herauszudrängen, um dadurch den Vernichtungsprozeß zu beschleunigen. Ein leichtes Spiel, denn der Widerstand der Hawaiier ist längst gebrochen! Wohl an keinem Naturvolke ist unter dem Deckmantel des Christentums und der Zivilisation mehr gesündigt worden, als an dem hawaiischen.

Noch nicht Dreiviertel eines Jahrhunderts sind verflossen, als die ersten Missionare der Boston Mission Society hawaiischen Boden betraten. Diese ersten Missionare sollen selbstlose, ehrliche Pioniere einer höheren Kultur gewesen sein. Darüber besteht jedoch kein Zweifel, daß ihre Nachfolger, ebenso herrsch- und geldsüchtig, als gewissenlos, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gearbeitet haben, einen möglichst schnellen Ruin des hawaiischen Volkes herbeizuführen. Dieses systematische Zerstörungswerk wurde gekrönt durch eine von den Missionaren geführte Revolution, welcher das hawaiische Königtum zum Opfer fiel. Die formelle Einverleibung der Inseln in den Besitz der Vereinigten Staaten bildete den Abschluß der Frieden und Kultur bringenden Thätigkeit der Missionare.

Das hawaiische Volk ist jedoch von nicht ganz einer halben Million auf 30000 Köpfe zusammengeschmolzen, welche in ärmlichen Hütten für hohe Mieten auf ihrem

alten Grund und Boden leben. Zu spät hatten sie unter dem weichen Schafspelz die reißenden Zähne des Würgewolfes erkannt.

Unter den Hawaiiern ist das Wort „missionary“ das beleidigendste Schimpfwort geworden, es ist ärger als „Lügner“, es ist ärger als „Dieb“, es ist in den Augen der Hawaiier der Sammelname alles Schlechten, alles Verabscheuungswürdigen.

Wie aber ist es den Sendboten des Christentums ergangen, welche diesem armen Volke Alles nahmen und außer einem schlechten Beispiel nichts zurückgaben? Sie leben in Herrlichkeit und Freuden in prächtigen Villen, ihr Landbesitz ist schier unermeßlich und ihr Vermögen zählt teilweise nach Millionen, was um so staunenswerter ist, als sie ausnahmslos als arme Männlein kamen.

Umfangreiche Jahresberichte, dickleibige Monographieen, hübsch illustrierte Missionskalender verkünden der Welt die „gnadenreichen Segnungen der Mission“, und fordern „die Brüder in Christo, so in der Ferne weilen“ zur Mitarbeit an diesem Liebeswerke auf. Ist ein derartiger Mißbrauch unserer christlichen Religion nicht empörend!!! —

„Aloha oe! Aloha oe! until we meet again!“ hallte es noch zum letzten Male über das stille Wasser des Hafens.

Da stand auch noch mein guter Freund Bucholz, ein Mann von so aufrichtiger, patriotischer Gesinnung, wie man sie in amerikanischen Ländern selten findet. Das Schicksal hatte ihm im Leben ziemlich hart mitgespielt, und noch neuerdings hatte ihm ein Orkan seine

ganze Kaffeepflanzung zerstört. Ich hatte ungefähr einen Monat in seinem Hause verlebt, und der 18. und 27. Januar wurde von uns beiden, sowie den japanischen Plantagenarbeitern vielleicht feierlicher begangen, als an manchen Plätzen Deutschlands.

Langsam nur löste sich der Dampfer vom Pier, trotzdem die kleinen Schlepper aus Leibeskräften arbeiteten, um den schweren Koloß vom Ufer zu ziehen.

Jetzt aber trat die Maschine in Thätigkeit und schnell vergrößerte sich der Abstand.

Von den Abschiednehmenden konnte man nur noch Sam an seinem gräßlichen, blau und roten Schlips erkennen. Er winkte wie ein Besessener mit einem extra großen Taschentuch, welches er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. —

Jetzt konnten auch die kleinen hawaiischen Fischerjungen, welche das Schiff von allen Seiten umgaben und nach Fünfcentstücken tauchten, nicht mehr folgen.

Da lag Honolulu vor uns in seiner ganzen Schönheit, überragt von der Punchbowl, einem erloschenen Krater, und von den zackigen, immergrünen Höhen des Oahu-Berglandes, auslaufend im Kap Diamond Head, an der Südwestecke der Insel.

Immer schwächer wurden die Konturen, immer kleiner die Berge, bis schließlich alles in einem bläulichen Nebeldunste verschwand, und nur einige weißgefiederte Tropikvögel der Kiellinie des Schiffes folgten.

Die „Ventura“ war ein funkelnagelneues Schiff, hatte aber auf ihrer Reise von Philadelphia nach S. Franzisco bereits eine Kesselexplosion erlitten, wobei 9 Mann ums Leben gekommen waren, während ihr

Schwesterschiff „Sierra“ ebenfalls auf der ersten Reise mit gebrochener Schraubenwelle in Honolulu eingeschleppt werden mußte. Trotzdem hatte ich mich wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit entschlossen, mich als Versuchskarnickel einem dieser fragwürdigen Machwerke amerikanischer Schiffsbaukunst anzuvertrauen.

In 6 Tagen sollten wir programmäßig in Samoa ankommen, und in der That, wie ich gleich vorweg bemerken will, kamen wir ohne ernste Betriebsstörung, allerdings mit einer Verspätung von 2 Tagen, glücklich im Hafen von Pago Pago*) an.

Die Gesellschaft an Bord war alles eher als interessant.

Größtenteils Amerikaner, welche mit einigen Australiern in Taktlosigkeiten und Protzereien rivalisierten.

Erwähnenswert ist höchstens ein junger Australier, welcher in Südafrika von der englischen Regierung eine „commission“ (Leutnantsstelle) und von den Buren einen Schuß durch die Schulter erhalten hatte, im übrigen aber furchtbar über das wenig „faire“ Benehmen der deutschen Regierung schimpfte, insofern als sie in den letzten Jahren die umfangreiche Waffeneinfuhr in Transvaal begünstigt habe, und welcher sich am Ende als — Deutscher entpuppte!!! Er war zwar in Melbourne geboren, seine Eltern waren jedoch beide deutsch, und er selbst hatte seine Erziehung in Deutschland genossen, augenscheinlich jedoch mit vollständig negativem Erfolge.

---

*) g wird im samoanischen = ng ausgesprochen; also Pango Pango, wie auch irrtümlich auf manchen Karten gedruckt ist.



Samoanisches Wohnhaus mit Kokospalme.

Am Abend sahen wir im Mondscheine die riesigen Vulkane der Insel Hawaii, ihre langen gespenstischen Schatten auf die fast taghell erleuchtete See werfend.

Wie oft hatte ich mit dem guten Sam als Begleiter die Lavafelder des gigantischen Mauna Loa abgestreift. Die schwierigsten Kletterpartien hatten wir mit unsern kleinen hawaiischen Pferden unternehmen müssen, wenn unsere Wasservorräte erschöpft waren, um in das hochgelegene wasserreiche Waldland zu gelangen. Die Leistungen der eingeborenen hawaiischen Pferde grenzen überhaupt an das Wunderbare. Diese unansehnlichen, ponyartigen Tiere laufen und klettern den ganzen Tag, und das auf glatten, unbewachsenen Abhängen, welche häufig so steil sind, daß man sich nur durch Anklammern an die Mähne und den Knopf des mexikanischen Bocksattels vor dem Hinuntergleiten nach rückwärts schützen kann.

Wie manche Nacht auch hatten wir in den Hütten der Eingeborenen verbracht, ihren melodischen, schwermütigen Liedern lauschend, ihren feurigen, übersprudelnden Tänzen folgend!

Wie keck blitzten die dunklen Augen, wie flatterte das ebenholzschwarze Haar der Tänzerinnen im Winde, wenn die Klänge des Banjo*) zum Hula**) aufforderten.

In Träumereien versunken lag ich in meinem Longchair auf dem Verdeck allein, denn die meisten der Passagiere hatten sich bereits in ihre Kojen zurückgezogen,

*) Eine Art Guitarre, von Amerika eingeführt, wo es ein beliebtes Instrument der Nigger ist.

**) Hawaiischer Tanz.

während ein Teil noch beim Pocker in dem qualmerfüllten Rauchzimmer auf dem Achterdeck saß, laut schwatzend und mit den Karten auf den Tisch schlagend.

Vorn aber war alles ruhig. Nur das gleichmäßige Stampfen der Maschine und das Rauschen der entlangeilenden Wogen tönte durch die Stille der Nacht. Silbern glänzte die leicht bewegte See.

Langsam, langsam verschwanden auch die dunklen Bergriesen Hawaiis.

Noch einmal schweben die auf Hawaii verlebten schönen Zeiten an mir vorüber. Aber weiter eilen meine Gedanken.

Nun sollte ich bald im australischen Deutschland sein! Samoa! Welcher märchenhafte Zauber ist nicht mit diesem einen Worte verknüpft!

Sollten aber meine Erwartungen und vielleicht übertriebenen Vorstellungen auch in Erfüllung gehen?

Apia.





II.

Apia.

Kein Windhauch kräuselt die Oberfläche der bleiern daliegenden See. Keine Wolke zeigt sich am azurblauen, sternenbesäeten Himmel. Einige Möven umkreisen die Masten, mit ihrem heiseren Schrei die Nähe des Landes verkündend, und schlagen hin und wieder mit ihren Flügeln gegen die Scheiben der Toplaterne, magnetisch angezogen durch den hellen Lichtschimmer. Von Zeit zu Zeit flüchtet sich eine Schar kleiner fliegender Fische vor dem nahenden Schiffe und streicht mit behendem Flügelschlage über die stille Wasserfläche. —

Mühsam arbeitet die kleine, klapprige Maschine des winzigen, etwas altersschwachen Bootes, um die Strecke von Pago Pago*) nach Apia zurückzulegen.

Wer jemals an Bord der „Kawau", jenes 50 Tonnen großen, beinahe noch aus der Zeit Fultons stammenden Dampfers, welcher Deutsch-Samoa mit der westlichen Hälfte unserer Erde verbindet, gewesen ist, weiß eine

*) Hafen der amerikanischen Samoa-Insel Tutuila.

Reise auf diesem Fahrzeuge zu würdigen. Da keine Kabinen vorhanden sind, so müssen die Reisenden an Deck schlafen. Jeder sucht sich ein Plätzchen, wo es ihm am besten zu liegen scheint, auf den Bänken, zwischen der Ladung, nur möglichst weit fort von der übelriechenden, Hitze ausströmenden Maschine.

Ich hatte mich auf dem Achterdeck zwischen einigen Kisten in eine Ecke gerollt, und, in meine Schlafdecke gewickelt, studierte ich meine nähere Umgebung. Als Schlafgefährten hatte ich rechts von mir eine prächtig entwickelte, stark parfümierte samoanische Dame, welche, um mit den Scatspielern zu reden, schon seit manchen Jahren aus dem Schneider war, und es deshalb ohne Bedenken wagen durfte, wegen der ziemlich drückenden Hitze ihre Kleidung auf das natürliche Minimum zu reduzieren.

Zu meiner Linken lag ein junger deutscher Student der Landwirtschaft, welcher mit nachahmenswertem Unternehmungsgeist geradeswegs von Deutschland gekommen war, um sich in Samoa niederzulassen. Vor mir hatte sich der chinesische Koch des Hotels „Lord Roberts“ in Pago Pago niedergekauert und rauchte seine Opiumpfeife. An einen Apfelsinensack gelehnt saß ein etwas ausgetrockneter Missionar der London Mission Society und bemühte sich beim Scheine einer trüben Öllampe in einer kleingedruckten Taschenbibel zu lesen. Außerdem waren noch an Bord zwei Kaufleute und ein Rechtsanwalt aus Apia, welche in Geschäften Tutuila besucht hatten, ein australischer Geschäftsreisender und ein halbes Dutzend Samoaner mit ihren Frauen, welche von einer bei den Eingeborenen so beliebten Verwandten=

Apia von Westen gesehen.

reise nach Upolu zurückkehrten. Amerikanische Vergnügungsreisende, welche in früheren Jahren, als Apia noch nicht deutsch war, häufig dorthin kamen, fehlten gänzlich.

Solange es nicht regnet, giebt es nichts herrlicheres, als unter dem freien Tropenhimmel zu schlafen, und das weichste Seidenpfühl im elegantesten Schlafzimmer hätte ich nicht gegen meine harte Lagerstätte auf der „Kawau“ eingetauscht. Doch wehe, wenn sich die Schleusen des Himmels öffnen, womit man in diesen Gegenden stets zu rechnen hat! Dann ist es in der That schauerlich. Alles kriecht durchnäßt unter das kleine, durchlässige Wettersegel und sucht Schutz hinter dem Aufbau der kleinen Maschine. Doch wehe, dreimal wehe, wenn dann das Schreckgespenst „Seekrankheit“ unter den Reisenden wütet und die aufbrausende See das Boot von den höchsten Spitzen der Wellenkämme hinabschleudert in die gurgelnden Tiefen, um es sogleich wieder mit federnder Leichtigkeit zu heben, wenn die neckischen Nixen das Schiff von allen Seiten umringen und erbarmungslos den armen Reisenden die schäumende Salzflut ins Gesicht und über den zuckenden Leib spritzen. Sodom und Gomorrha kann es nicht schlechter ergehen als dem Reisenden, welchen auf der „Kawau“ böiges Wetter, es braucht gar nicht einmal ein Sturm zu sein, überrascht. Beim Niederschreiben dieser Zeilen überkommt mich noch ein stilles Gruseln, denn auf der Rückfahrt hatte ich die Schrecken einer solchen Fahrt voll und ganz durchzukosten!

Übrigens anstatt hier wohlfeile Glossen zu machen, stände es mir in der That besser an, dankbar zu sein,

denn wenn nicht zwei unternehmende Engländer diesen Dampfer zur Fahrt zwischen Pago Pago und Apia eingestellt hätten, so würde überhaupt keine Verbindung von der amerikanischen Seite aus vorhanden sein.

Soweit also ist es gekommen.

Apia, welches bis vor kurzem noch von zwei von Australien nach Amerika durchgehenden Dampferlinien angelaufen wurde, ist jetzt so gut wie isoliert.

Die australische Union Dampfschiffahrtsgesellschaft, von Sydney auslaufend, berührt zwar Apia noch zweimal monatlich, aber nur auf dem Wege von und nach Neu-Seeland, anstatt, wie früher, einen Dampfer über Apia nach S. Francisco zu schicken, während die Oceanic Dampfschiffahrtsgesellschaft seit vorigen Herbst auf ihrem Wege von S. Francisco nach Sydney nicht mehr das deutsche Apia, sondern das amerikanische Pago Pago anläuft, was vom amerikanischen Standpunkte aus sehr wohl zu verstehen ist, wie sich denn überhaupt die Amerikaner die denkbar größte Mühe geben, den Handel der deutschen Inseln nach der amerikanischen Kolonie zu ziehen, wo zur Zeit noch absolut kein Verkehr vorhanden und wegen des fast gänzlichen Fehlens von anbaufähigem Land ein Plantagenbetrieb niemals möglich sein wird.

Dafür hat Tutuila allerdings den besten Hafen der Samoa-Inseln.

Die Amerikaner bezeichnen Pago Pago schlechthin als den „port of entrance“ für die Samoagruppe und ich habe in den verschiedensten amerikanischen Zeitungen die ebenso naive als unverschämte Behauptung gelesen, daß der sich mächtig entfaltende amerikanische Handel auf

Tutuila die Eingeborenen Deutsch-Samoas, welche überhaupt mit der deutschen Regierung im höchsten Grade unzufrieden seien, zur Massenauswanderung in das amerikanische Gebiet verleite.

Nun, amerikanische Reklamen sind hinlänglich bekannt und ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß diese Ergüsse amerikanischer Federhelden nichts weiteres sind als ein Konglomerat aus absichtlich entstellten Thatsachen und sinnlosen Erfindungen.

Hoffentlich aber wird der deutsche Unternehmungsgeist bald entscheidende Schritte thun, um dieser Isolierung Deutsch-Samoas durch Eröffnung einer nationalen Dampferlinie ein Ende zu machen.

Der Kapitän der „Kawau" war übrigens ein recht netter, fideler Engländer, welcher den Mangel an Bequemlichkeiten seines Bootes durch Liebenswürdigkeit zu ersetzen suchte, indem er seine Passagiere nacheinander in seine kleine an Deck befindliche Kajüte holte, um mit ihnen einige Flaschen deutschen Exportbieres zu leeren.

Bis weit nach Mitternacht hörte ich in ¼stündigen Zwischenräumen den verräterischen Knall deutscher Bierpfropfen.

Stundenlang noch lag ich da, schlaflos, mit offenen Augen, den Blick zu den Sternen gerichtet, welche in der durchsichtigen, ätherischen Tropenluft mit so strahlendem Glanze leuchteten, wie wir ihn in unsern Breiten nie sehen.

Ueber den stillen, dämmerigen Wasserflächen schien heute eine besonders feierliche Stimmung zu liegen.

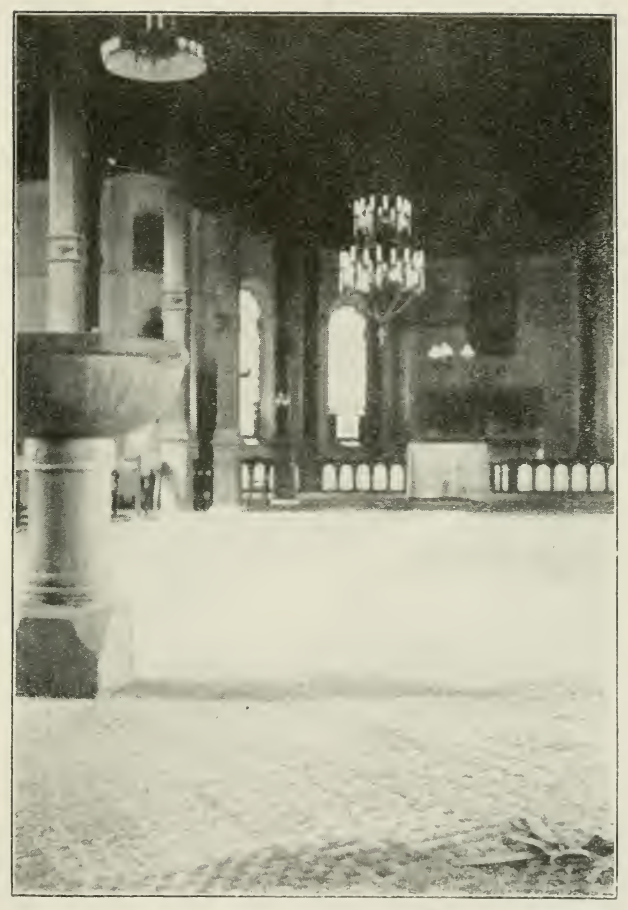
War das, weil es Sonntag war, oder war es schon der Hauch, welcher von dem nahen deutschen Lande, von

dem viel umstrittenen, viel beneideten Paradiese Samoa ausströmte.

Mehr denn je empfand ich in dieser Nacht die allmächtige, bis in die tiefsten Herzfalten dringende Sprache des Meeres.

Ja, es ist wahr, das Meer mit seinen gigantischen, stets wechselnden Schönheiten, mit seinem märchenhaften Farbenzauber, mit seinen unermeßlichen Tiefen, deren Schönheiten und Schrecken keines Menschen Auge gesehen hat, noch jemals sehen wird, mit seinen Wolkenschleiern, bald dräuend, bald so fein und durchsichtig, wie das zarteste Seidengewebe, das Meer mit seiner Himmelskuppel, deren emporstrebenden, in einander verlaufenden Linien von den Sternen, wie von goldenen Nägeln zusammengehalten werden und deren Fundament — der Horizont — in seinem mathematisch abgezirkelten Kreise durch nichts, nichts unterbrochen wird, ist ein einziges, großes Gotteshaus, ein Riesendom, wie ihn so prächtig, so andachts- und stimmungsvoll keine irdische Macht errichten kann.

Wenn das Auge nichts sieht als Himmel und Wasser, wenn die endlose Unendlichkeit des Meeres unsere Blicke und Gedanken hinüberleitet in jenes ferne, überirdische Land, das Endziel unseres Lebens, den Gegenstand unserer Hoffnungen in ernsten und heiteren Stunden, wenn der goldigrote Sonnenball seinen Lauf beendet und in die blaue Flut hinabtaucht, den sterbenden Tag mit ihren Purpurstrahlen übergießend, wer fühlte dann nicht die Nähe der allmächtigen und weisen Hand des Weltenlenkers?!! In wessen Herz, und wenn es auch noch so sehr mit den Sorgen und Leiden des Alltaglebens



Inneres der Kathedrale in Apia.

überbürdet ist, kehrt in solchen Augenblicken nicht Friede und Hoffnung ein?!!

Endloser, endloser Gottesfriede!!!

Als ich am Morgen gegen 4 Uhr nach kurzem, erfrischenden Schlafe erwachte, waren wir schon an der Nordküste Upolus angelangt, an welcher wir nunmehr bis Apia entlang fuhren.

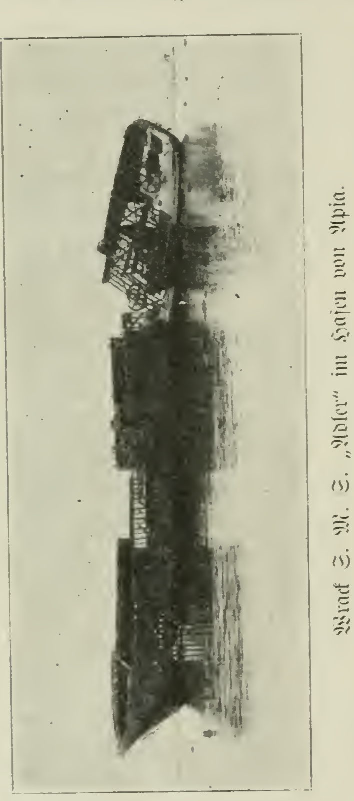
Die östliche Hälfte Upolus ist stark zerklüftet und nur auf dem wenigen flachen, an der See gelegenen Lande von Eingeborenen bewohnt. Mit Ausnahme von einigen Händlern giebt es in dieser Gegend keine weißen Ansiedler.

Aber die Schönheit dieses Teiles der Insel ist unbeschreiblich. Infolge ihres vulkanischen Ursprungs erheben sich die Berge in den kühnsten Linien. Ein üppiggrüner Wald erstreckt sich von der See bis hinauf zu den höchsten Bergesgipfeln, von deren Abhängen, deutlich erkennbar, zahlreiche Bäche in silberklaren Wasserfällen herabstürzen, um dann in ruhigerem Laufe sich zwischen Kokospalmen, aus deren Schatten die braunen zierlichen Häuser der Eingeborenen hervorleuchten, hindurchzuschlängeln, dem Meere zu.

Jetzt gerade tauchte die Sonne am fernen Horizonte aus dem Wasser hervor, Meer und Berge mit einer Flut purpurgoldigen Lichtes überstrahlend. „Die Perle der Südsee", in lauterem Sonnengolde gefaßt! Ein Bild, welches in seiner packenden Schönheit einfach nicht wiederzugeben ist.

Nach vierstündiger Fahrt längs der Nordküste kam der Hafen von Apia in Sicht, von weitem kenntlich durch die hohen Flaggenstangen der Konsulate und

durch das unzerstörbare Wrack des „Adler", welches, eine Erinnerung an schwere Tage, den Schiffern noch für lange Zeiten als ernstes Warnungszeichen dient.


Wrack S. M. S. „Adler" im Hafen von Apia.

Auf dem kleinen Schiffe wird's lebendig. Jeder sucht seine Siebensachen zusammen, um möglichst schnell den Boden des Märchenlandes zu betreten. Am Maste wird die Postflagge hochgezogen, und als Antwort dröhnt von der Lotsenstation ein Schuß, welcher den in der Umgegend Apias wohnenden Ansiedlern die Ankunft der so sehnlichst erwarteten Post ankündigt.

Jetzt passierten wir die Einfahrt im Korallenriff, und vor uns lagen, zwischen Bäumen halb versteckt, die weißen Häuser Apias, im Hintergrunde der sagenumwobene Vaea-Berg, auf dessen Abhang die massiven Gebäude eines Klosters liegen.

Flaggen aller Nationen, doch vorherrschend deutsche, flatterten lustig im Morgenwinde.

Es war nämlich ein Tag von historischer Bedeutung, an dem ich Samoa betrat; es war der 1. März, der Jahrestag der feierlichen Hissung der deutschen Flagge, welcher von allen Ansiedlern, auch fremder Nationen, gleich freudig gefeiert wird als der Tag der Einkehr von Ruhe und Frieden in diesem von der Natur so reich bedachten Insellande.

Von allen Seiten kamen nun auch die Boote, voran das der Zollbehörde, getrieben von den kräftigen Armen samoanischer Ruderer, welche, der kleinen deutschen Polizeitruppe zugehörig, mit ihrer kleidsamen weißen Uniform einen recht guten Eindruck machten.

Die Zollrevision richtet sich hauptsächlich auf Waffen, deren Einfuhr streng verboten ist, eine sehr berechtigte Maßnahme, um die endlich unter den Eingeborenen hergestellte Ruhe aufrecht zu erhalten. Trotzdem wird von amerikanischer Seite immer noch versucht, Schußwaffen einzuschmuggeln. Gleichzeitig mit dem Waffeneinfuhrverbot hat das Gouvernement ein Gesetz erlassen, nach welchem alle Arten Schußwaffen, welche im Besitz von Eingeborenen sind, ausgeliefert werden müssen. Diesem Gesetze haben nach Ansicht Landeskundiger auch die meisten Samoaner Folge geleistet, und zwar um so williger, als die Regierung den Besitzern selbst für die elendesten Schießprügel noch recht anständige Preise ausgezahlt hat. Ich mußte infolgedessen auch meine Jagdflinte an das Zollamt abgeben, was mich indessen wenig störte, da ich in Villa Vailima, wo ich für die

nächsten Wochen mein Quartier aufschlagen wollte, Flinten und Gewehre in Menge vorfand.

Eine Landungsbrücke oder Piers giebt es in Apia nicht, außer für Ruderboote. Die Schiffe müssen in der Bay vor Anker gehen. Die Passagiere werden ausgebotet, und die Ladung mit Leichtern ans Land gefahren. Daß diese Zustände für die Dauer unhaltbar sind, liegt auf der Hand. Für den Hafen von Apia muß unbedingt so bald als möglich etwas geschehen, oder es muß an einem anderen günstigern Platze Deutsch-Samoas eine Hafenanlage geschaffen werden, denn sonst wird der Schiffsverkehr sich in der That gänzlich von Deutsch-Samoa fort nach Pago Pago ziehen, wo die Amerikaner ungeachtet der gewaltigen Kosten wirklich ganz vorzügliche Hafenanlagen errichten, welche ihrer Vollendung bereits entgegengehen.

Wir haben in Samoa sowohl politisch als auch kommerziell mit einer erbitterten Konkurrenz der Amerikaner zu rechnen, welche, wenn wir ihr nicht sofort energisch entgegentreten, unsere Kolonie allerdings ganz empfindlich schädigen wird. Diese Gefahr scheint in Deutschland jedoch noch gar nicht genügend erkannt zu sein.

Apia ist, besonders wenn man die langjährigen Störungen des Handels und des Plantagenbaues infolge der Kriege berücksichtigt, ein recht hübsch entwickelter Handelsplatz, welcher unter normalen Verhältnissen eine gute Zukunft verspricht, wenn erst einmal die in den letzten Kämpfen zerstörten Pflanzungen sich wieder erholt haben, und durch eine gleichmäßige, nicht überstürzte Einwanderung sich ein Stamm solider deutscher Ansiedler

gebildet hat, welche den reichtumgeschwängerten Boden einer rationellen Bewirtschaftung unterwerfen.

Die Straßen in und um Apia sind eben so gut angelegt, als vorzüglich in Stand gehalten. Die Hauptstraße ist beinahe zwei Kilometer lang und läuft in ihrer ganzen Länge, sich der natürlichen Gestaltung der Bay anpassend, am Strande entlang, auf beiden Seiten mit Häusern bestanden, welche durchweg hübsch und niedlich gebaut, sauber gehalten, meistens mit dichtberankten, rings um das Haus laufenden Veranden versehen, und von gut gepflegten Gärten mit riesigen Akazien, Brotfruchtbäumen und Palmen umgeben sind. An dieser Straße befinden sich die Läden und Geschäftslokale der verschiedenen Handelshäuser, unter denen die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft die erste Stelle einnimmt.

Die Stadt Apia besteht aus 4 verschiedenen Ortschaften, aus Matautu, dem eigentlichen Apia, Matafele und Mulinuu, und zählt etwa 2000 Einwohner, von denen annähernd 300 Weiße, etwa ebenso viele Halbweiße und einige Chinesen. Unter den Weißen ist die überwiegende Mehrzahl deutsch.

Man kann in Apia so ziemlich alles erhalten, was das Herz eines an unsere Kultur gewöhnten Menschen begehrt, einschließlich der Ansichtspostkarten, welche in sehr geschmackvoller Ausführung die märchenhaften Schönheiten Samoas der Welt vor Augen führen.

Ja, es giebt sogar zwei photographische Geschäfte, denn für die samoanischen Schönheiten giebt es kein größeres Vergnügen, als ihre eigenen, meist sehr anmutvollen Züge im Bilde verewigt zu sehen, ferner für

Wissensdurstige eine öffentliche Bibliothek mit Lesehalle, für die samoanische Jugend ein Karussell mit Dampfbetrieb, und Sonntags geht's zum Tanz nach Lindenau, dem samoanischen Wilmersdorf. Samoas und der Welt Ereignisse aber werden alle 14 Tage in einer deutsch-englischen Zeitung kritisch beleuchtet.

Daß im allgemeinen die Preise natürlich erheblich teurer sind als daheim, darf bei der weiten und besonders jetzt umständlichen Verschiffung nicht verwundern. Trotzdem ist das Leben hier noch erheblich billiger, als z. B. auf den hawaiischen Inseln, trotz der günstigen Lage der letzteren zu den Vereinigten Staaten und des Fortfalls des Einfuhrzolles auf amerikanische Waren. Im allgemeinen glaube ich mit der Behauptung nicht fehl zu gehen, daß die Ausgaben für den Lebensunterhalt auf Samoa, wenn man ihn in der bisher gewohnten Weise fortsetzt, die in unseren größeren Städten höchstens um die Hälfte übersteigen. Ein Artikel macht hiervon allerdings eine Ausnahme, nämlich die alkoholischen Getränke, als Bier, Wein, Liqueure rc., welche ganz erheblich teurer als in Deutschland, aber anderseits zum Leben doch nicht unbedingt erforderlich sind, und deren übermäßiger Genuß, — und das Übermaß wird in tropischen Gegenden sehr schnell erreicht — für Körper und Geist vernichtend ist.

Leider wird auf dem Gebiete des Trinkens von uns Deutschen im Auslande noch viel zu viel gesündigt und dies ist meiner Meinung nach ein Hauptgrund, daß wir in tropischen Gegenden als Kolonisatoren bei weitem nicht die glänzenden Erfolge haben, wie in den gemäßigten Zonen. Es liegt mir fern, zu behaupten, daß



Kaiserliches Gouvernement mit Posten der deutschen Polizeitruppe.

der Deutsche quantitativ mehr Alkohol zu sich nähme als z. B. der Engländer oder gar der Amerikaner, wenngleich man unter ihnen viele Temperenzler findet, welche, sofern sie nicht Fanatiker und die Enthaltsamkeit übertreiben, gar nicht so üble Leute sind. Der Unterschied ist eben der, daß Engländer und Amerikaner die Spirituosen in gleichmäßig geregelten Zwischenräumen zuführen, was dem Körper, da er sich mit der Zeit daran gewöhnt, nicht so sehr schädlich ist, während der Deutsche, im alltäglichen Leben solide und nüchtern, nur bei Gelegenheiten, aber dann ganz gehörig über die Stränge schlägt, was in den Tropen die schwersten akuten Störungen der Gesundheit zur Folge hat, und vor allem auch ganz gewiß nicht dazu beiträgt, unser Ansehen unter den Eingeborenen und fremden Nationen zu vermehren. Nur derjenige Deutsche sollte in die Tropen und besonders in unsere Kolonien gehen — sofern er seine bedeutungsvolle Aufgabe als Träger deutscher Kultur ernst nimmt — der dem Alkohol gegenüber enthaltsam oder zum wenigsten widerstandsfähig ist.

Ich bitte mich nun aber nicht so zu verstehen, als wenn sich diese Ansicht bei mir gebildet hätte auf Grund übler Erfahrungen, welche ich in Samoa gemacht habe. Im Gegenteil, bei fast sämtlichen Deutschen, welche ich auf Samoa kennen gelernt habe, ohne Unterschied ob Privatmann oder Beamter, habe ich nur ein einziges Streben wahrgenommen, nämlich das, als wahre deutsche Kolonisatoren zu leben und zu arbeiten, und es ist wirklich eine Freude zu sehen, mit welchem Erfolge dieses Streben gekrönt worden ist.

Doch nun zurück zu Apia.

Was hier besonders auffällt, ist die große Anzahl Kirchen, mindestens ½ Dutzend, welche teils recht hübsch aus Korallenkalkstein massiv gebaut, weniger einen Beweis für den kirchlichen Sinn der Samoaner liefern, als vielmehr von der beklagenswerten religiösen Zersplitterung zeugen.

Auch mit Schulen ist Apia reichlich gesegnet, von denen vor allem die deutsche, von 2 tüchtigen Lehrkräften geleitete Privatschule erwähnt zu werden verdient. Hier wird der heranwachsenden Jugend neben anderen nützlichen Wissenschaften, deutsche Sprache, deutsches Leben und deutsche Gesinnung gelehrt, wenngleich auch in anderen Schulen, namentlich denen der französischen Mission, welche bereits schon zum Teil deutsche Lehrer haben, dem Deutschen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Für den Reisenden möchte ich schließlich noch bemerken, daß es in Apia drei recht gute Hotels giebt, von denen das deutsche Central-Hotel (F. A. Niedringhaus), wenngleich nicht das größte, doch ganz entschieden am meisten zu empfehlen ist, wenigstens für denjenigen, welcher eine schmackhafte deutsche Küche ausgetrockneten shops und steaks vorzieht. Längeren Aufenthalt habe ich allerdings in keinem der Hotels genommen, da ich während der ganzen Dauer meines Aufenthalts in und außerhalb Apias die liebenswürdigste, weitgehendste Gastfreundschaft gefunden und genossen habe. Es scheint überhaupt, als wenn Weiße und Eingeborene in der Ausübung der Gastfreundschaft wetteifern und sicherlich würde Homer, wenn er nach Samoa gekommen wäre, diesem das Epitheton ornans „das gastliche“ gegeben haben.

Villa Vailima.





III.

Villa Vailima.

Eine Stunde wegs von Apia, auf dem Abhange der immergrünen Berge Upolus, die Ansiedlungen und Plantagen der Kolonisten hoch überragend, liegt im tiefsten Waldesfrieden, umrauscht von dem nie ruhenden Geplätscher eines übersprudelnden Baches, Villa Vailima, früher ein bescheidenes Dichterheim, jetzt die hochelegante Winterresidenz eines Hamburger Kaufherrn.

Hier hatte der schottische Schriftsteller Robert Louis Stevenson die letzten 8 Jahre seines Lebens verbracht, hochgeachtet von den weißen Ansiedlern aller Nationen, wie ein Vater verehrt von den samoanischen Eingeborenen, deren Sitten und Lebensgewohnheiten er zu den seinen machte.

Fast alle die bekannten phantastischen Südseeromane Stevensons sind in Vailima entstanden, deren Wert von den englisch-sprechenden Völkern vielleicht zu hoch angeschlagen wird, welchen jedoch anderseits die volle Anerkennung auch unparteiischer Kritiker nicht versagt werden kann. Unter uns Deutschen ist Stevenson nur

wenig bekannt, und manch einer wird sich wundern, überhaupt von der Existenz eines Schriftstellers auf diesem entlegenen Südseeeilande zu hören.

Heilung suchend von einem Brustleiden, hatte sich Stevenson auf Reisen begeben und war so nach Samoa gekommen.

Bezaubert von der paradiesischen Schönheit der Natur, entzückt von dem freundlichen Wesen des samoanischen Volkes, glücklich über die Besserung seines Leidens, welche ihm der Aufenthalt in dem gleichmäßigen, sonnigen Klima Samoas gebracht hatte, entschloß er sich, Samoa zu seiner dauernden Heimat zu machen, und wählte zu seinem Wohnort einen Platz mitten im Walde, auf dem Abhange des Vaea-Berges, wo die frische Seebrise sich mit der lauen Waldluft mischt. Hier baute er sich ein einfaches, aber trauliches Heim, und siedelte mit Frau und Kindern dorthin über. Das gesunde, heilkräftige Klima Samoas machte alle Prophezeiungen der Ärzte zu Schanden und verlängerte das bereits aufgegebene Leben des Schriftstellers um mehr als 8 Jahre.

So war Villa Vailima entstanden und für lange Jahre der Vereinigungspunkt der verschiedensten widerstrebendsten Elemente Samoas, denn Stevenson stand über den Parteien.

Besonders aber hatte er für das kindliche Naturvolk trotz seiner Schwächen und Fehler eine uneigennützige Liebe, welche anderseits von den Eingeborenen mit dem größten Zutrauen erwidert wurde. Ohne Scheu gingen sie in dem Hause ihres Freundes Tausitala (Geschichtenerzähler), wie sie ihn nannten, aus und ein,



Villa Vailima.

ihm ihre Sorgen und Leiden mitteilend, da er für alle Rat und Hülfe wußte, und zu verschiedenen Malen sind durch Stevensons Einfluß und Vermittelung drohende Stammesstreitigkeiten auf gütlichem Wege ausgeglichen worden.

Stevensons Vorliebe für alles Samoanische ging sogar so weit, daß er einen Teil seines Hauses ganz fa 'a Samoa (nach samoanischem Stile) einrichten ließ, und, wenn er keinen Besuch erwartete, auch die praktische und luftige samoanische Kleidung, einen „lava=lava" genannten Lendenschurz, anlegte.

Unvergeßlich ist in Samoa allen der Begräbnistag Stevensons.

In dichten Scharen waren die eingeborenen Freunde Stevensons nach Vailima gekommen, um zum letzten Male das bleiche, von langer Krankheit ausgezehrte Antlitz ihres Tausitala zu sehen. Da blieb kein Auge trocken in dem mit frischen Palmen ausgeschlagenen Totenzimmer und Thränen aufrichtiger Trauer netzten die braunen, zu Lachen und Scherzen sonst so sehr geneigten Wangen. Nicht minder war die Trauer unter den weißen Kolonisten, denn niemand genoß so sehr die uneingeschränkte Sympathie aller Parteien, wie Stevenson.

Eine lange, schwierige Prozession war es, welche sich durch den dichten Tropenwald hinaufbewegte, langsam, Schritt für Schritt, begleitet von den monotonen, mark=durchdringenden Trauergesängen der Samoaner, hinauf nach dem Gipfel des Vaea=Berges, wo Stevenson nach seinem letzten Willen begraben sein wollte.

Hier hoffte er Ruhe zu finden, abseits von den Hadern politischer und religiöser Parteikämpfe, umrauscht

von den kühlenden Winden des Oceans, im Schatten des jungfräulichen Urwaldes, wo die buntgefiederten Vögel in ihrem Gesange nicht müde werden, geküßt von dem warmen Purpurlichte der rosenfingrigen Eos und den goldigen Strahlen der sterbenden Sonne. — Das ist Tausitalas Grab. —

Von neuem war unter den Samoanern der Bruderkrieg entbrannt, angefacht durch skrupellose englische und amerikanische Agenten. Nachdem Mataafa, der von den Deutschen unterstützte Kronprätendent dem vereinigten englisch-amerikanischen Landungskorps zwei empfindliche Schlappen beigebracht, kannte die Wut der englischen und amerikanischen Kapitäne keine Grenzen mehr. Es fand jenes, noch in aller Erinnerung befindliche Bombardement Apias und der benachbarten Plätze statt, welches in der ganzen civilisierten Welt, vor allem aber in Deutschland berechtigte Entrüstung hervorrief. Obgleich das Bombardement ziemlich resultatlos und höchst kläglich verlief, indem eine Anzahl gelandeter amerikanischer Matrosen von den Granaten ihrer eigenen Schiffe getötet wurden, so gehörte unglücklicherweise Villa Vailima zu den am meisten beschädigten Gebäuden. So fügte es das Schicksal, daß Stevensons Heim von den Granaten seiner eigenen Landsleute zerstört werden sollte. —

Seine Familie war fortgezogen, und Moos und Schlinggewächse wucherten auf den pulvergeschwärzten Ruinen. — — —

Endlich war Samoa deutsch geworden, und es war, als wenn ein Aufatmen der Erleichtung durch die ganze Bevölkerung, durch ganz Samoa ging. Endlich sollte

die so lang ersehnte Ruhe Einkehr halten, und man brauchte nicht mehr zu fürchten, daß Frau und Kind daheim von englischen und amerikanischen Granaten bedroht, und die Pflanzungen, die Arbeit so mancher mühevoller Jahre, zerstört würden.

Der Tag der deutschen Flaggenhissung war der Tag des größten Jubels, der maßlosesten Freude, den Samoa jemals gesehen hat.

Aber auch Villa Vailima war in deutschen Besitz übergegangen. Herr G. Kunst, ein um die deutsche Kolonie Samoa hochverdienter Mann, dessen Name in der ganzen Südsee wohlbekannt ist, kaufte den samoanischen Besitz Stevensons von dessen Erben, um in diesem paradiesischen Lande alljährlich die kalten Wintermonate unseres rauhen Nordens zu verbringen.

Das alte Wohnhaus wurde von Grund aus umgebaut, und fast um das doppelte vergrößert, sodaß es jetzt einige 20 teils saalartige Zimmer enthält, welche mit einem Komfort ausgestattet sind, den ein von Europa kommender Reisender nicht zu finden erwartet. Da ist nicht nur ein altdeutscher Eßsaal, ein japanisches Rauchzimmer, eine Musikhalle und Tanzsaal, nein, auch der eingeborenen Samoaner ist gedacht, für deren Aufnahme eine große, luftige Halle bestimmt ist, welche bei festlichen Gelegenheiten nach samoanischer Weise mil Palmenmatten ausgelegt wird, und in welcher die Gäste auf dem Boden sitzend die von hübschen samoanischen Dienerinnen bereitete Kava*) trinken.

*) Kava, das Nationalgetränk der Samoaner, bereitet durch Kauen, Reiben oder Zerstampfen der Wurzel des Kavastrauches: Piper methysticum.

Den Reisenden jedoch, welcher Samoa besucht und in Vailima stets auf die liebenswürdigste Gastlichkeit rechnen kann, erwartet noch eine besondere Überraschung. Er findet dort eine außergewöhnlich reichhaltige Bibliothek, welche neben vielen anderen interessanten Sachen zum Teil sehr seltene Werke über die Südsee enthält.

Vor dem Hause befindet sich ein sorgsam gepflegter Garten, in welchem farbenprächtige Tropenblumen in größter Mannigfaltigkeit und strotzendster Üppigkeit gedeihen. Allmählich jedoch erweitert sich der Garten und geht in einen Park über, welcher der Länge nach von einem schäumenden Waldbache durchrieselt wird. Dieser bildet im Grunde einen etwa zwei Mann hohen Wasserfall. Dort, umgeben von den riesigen Bäumen des Urwaldes, ist ein Badeplatz angelegt. Eine Felstreppe führt den Abhang hinab. Welch' eine Lust, sich hier in das kalte, aufbrausende Wasser zu stürzen!

Hinter dem Park aber befindet sich der Fruchtgarten. Citronen, Orangen, Bananen, Kokosnüsse, Kürbisse, Melonen und Ananas liefern reiche Erträge für den Tisch, während eine junge Kakaoplantage für spätere Jahre gute Einkünfte verspricht.

Das schönste aber ist der unbeschreibliche Blick von der Veranda Vailimas über den fruchtbaren Bergabhang, wo Kokosnußplantagen mit Kakaopflanzungen abwechseln, aus denen, halb im Grünen versteckt die weißen Häuser der Ansiedler und die braunen, sauberen Eingeborenenhütten herausschauen. Zu unsern Füßen liegt das wogenumbrandete Apia. Hoch auf spritzt die schäumende See an den Korallenriffen. Endlos dehnt sich der Blick über den sonnenbestrahlten Ocean, dessen Blau sich un-



Im Garten der Villa Vailima.

merklich in den klaren Farben des Himmels verliert. Schneeweiße Tropikvögel umkreisen den steilen Gipfel des Vaea-Berges, zu dem sich ein schmaler Gebirgspfad hinaufwindet.

Dort oben aber schläft Tausitala seinen ewigen Schlaf. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Villa Vailima, ein Paradies!

Zwei Tage nun bin ich schon hier, aber immer noch im Bann des wunderbaren Zaubers, welchen die unvergleichlich schöne Natur Samoas besonders auf den Fremdling ausübt. Ist es bei all' diesem erforderlich, zu erwähnen, welche Dankbarkeit ich dem liebenswürdigen Besitzer Vailimas gegenüber empfinde, welcher mir, obgleich selbst abwesend, in seltener Gastfreundschaft sein ganzes Haus zur Verfügung gestellt hat?!

Ich glaube in einem Märchenlande zu sein.

Meine kühnsten Erwartungen sind weit, weit übertroffen durch die Wirklichkeit.

Aufjubeln möchte ich und rufen: „Verweile doch, Du bist zu schön!“

Aber die nimmer rastende Zeit wird mich auch von hier fortzerren zurück in das lärmende Gewirr des Alltaglebens.

Es ist jetzt die Zeit der Regen, welche jedoch in wenig störender Weise meistens in der Nacht niedergehen.

Soeben steigt die Sonne über die östlichen Berge und gießt ihr junges, goldiges Licht über die leicht benetzten Gräser und Gebüsche.

Ein lauer, berauschender Duft, ein Gemisch der Wohlgerüche der Blumen und Bäume und des feuchten Waldmoses, nimmt die Sinne befangen.

Aus dem Innern des Waldes schallt ein vielstimmiges Konzert farbenprächtiger Singvögel, tönt der Lockruf der grünen Taube, und die Palmen rauschen im Hauche einer frischen Morgenbrise.

Welch' unermeßlicher, unbeschreiblicher Zauber!

Wie schön, wie unendlich schön ist doch diese unsere kleine Welt!

Welche Schönheiten mögen gar erst auf den andern Welten sein, deren Kenntnis uns in diesem Leben der Schöpfer des Alls vorenthalten hat?

Aus alt-samoanischer Zeit.





IV.

Aus alt-samoanischer Zeit.

Niemand kann sagen, wann es war, wahrscheinlich jedoch lange vor Christi Geburt, als auf Sumatra eine vernichtende Seuche wütete, die junges und altes Leben in Massen hinmordete. Wer sich des Morgens noch gesund und fröhlich vom Lager erhob, lag vielleicht am Abend schon kalt und steif, mit gläsernen Augen vor dem Eingange seines Hauses, und die Schlangen und Würmer nagten bereits gierig an seinen Eingeweiden. Wo einer zu Tode getroffen niederfiel, da blieb er liegen, denn niemand wagte es, einen Bebresteten zu berühren. Die aber noch gesund waren, lagen am Strande, mit der Stirne den weißen Kies berührend und zum Meeresgotte heiße Gebete der Versöhnung stöhnend, denn der hatte die Todesgötter, welche er sonst durch seine Diener, die Seewinde, in den Sümpfen des Innern gebannt hielt, erlaubt, ihre morastigen, pestgeschwärzten Höhlen zu verlassen und sich würgend auf die blühenden Dörfer der Küste zu stürzen. Aber alle Gebete und Seufzer

waren umsonst, der Gott hatte kein Erbarmen, im Gegenteil, die Pest nahm nur noch mehr zu.

Da faßten auf den Rat des greisen Priesters Faitaulaga*) hin 42 der kräftigsten jungen Männer, nebst 7 der schönsten Mädchen, den heroischen Entschluß, sich selbst dem Meeresgotte als Sühnopfer darzubringen.

Zu diesem Zwecke rüsteten sie 7 Canoes aus, jedes für 7 Menschen bestimmt, nämlich 6 Ruderer und 1 Mädchen, welches mit zarter aber gewandter Hand, das Boot in des Meergottes Wohnung steuern sollte, und in jedes Boot packten sie Lebensmittel für 7 Tage, denn der Gott möchte zögern, ihr Opfer anzunehmen.

Da war großes, herzzerreißendes Wehklagen am Strande, aber es rührte nicht die todesmutige Jugend, und auch nicht eine Thräne trat in die Augen der zum Tode geweihten Jungfrauen. Faitaulaga aber, der Alte, segnete sie, und dann stießen sie vom Strande ab, sie selbst und die Canoes über und über mit wohlriechenden Blumenguirlanden geschmückt, die Männer bekleidet mit Mut und Stärke, die Jungfrauen im natürlichen Gewande ihrer Unschuld und Schönheit.

Hurtig tauchten 7 mal 6 kleine Schaufelruder in die grüne Korallensee, und hinausschossen die Boote.

Die Zurückgebliebenen aber standen am Strande mit zum Himmel emporgehobenen Händen und thränenden Auges sangen sie mit schluchzender Stimme:

Hier wir stehen
Und wir flehen:
Tagalua,
Großer Gott!

*) Sprich Faitaulanga (g im samoanischen = ng).

Hab' Erbarmen
Mit den Armen!
Tagalua,
Großer Gott!

Schon' ihr Leben,
Dir gegeben!
Tagalua,
Großer Gott!

O, gewähre,
Ihnen Ehre!
Tagalua,
Großer Gott!

Doch vom Meere antwortete ihnen der kräftige Chor der Ruderer und die zarten, doch fröhlichen Stimmen der Mädchen:

Weint nicht, Eltern, Schwestern, Brüder!
Hört auf uns're frohen Lieder!
Unser frei gewählter Tod,
Er wird enden Eure Not.
Senden wird der Gott die Winde,
Daß die grause Pest verschwinde.
Tagalua,
Großer Gott!

Seht, gesalbt wie sonst zu Tänzen,
Stirn und Leib geschmückt mit Kränzen,
Zu des Gottes hartem Ohr
Flehen wir in lautem Chor:
„Gnade, Gnade Deinem Volke!
„Send' ihm eine Windeswolke,
„Tagalua,
„Großer Gott!“

So gingen sie von dannen.

Nach stürzten ihnen die giftgeschwängerten Winde, die Todesgötter, aber die Wogen waren schneller und trugen die Opfer hinaus in das offene Meer.

Noch konnten die am Strande aus der Ferne die kleinen Canoes erkennen, als plötzlich eine mächtige, blauschwarze Wolke aufkam und die Boote ihren Blicken entzog. Grelle Blitze zuckten nieder. Schrecklich rollte der Donner. Dann aber löste sich die Wolke und hernieder kam der Regen in dicken, schweren Tropfen. Der Gott war gerührt über den selbstlosen Opfermut dieser kühnen Menschen und nahm ihr Opfer entgegen. — Zugleich aber wehte aus der Wolke ein frischer, reinigender Seewind und peitschte die Todesgötter zurück in ihre Pesthöhlen im Innern des Landes.

Die Seuche war beendet.

Ja, selbst die, welche noch von ihr befallen waren und sonst schon nach wenigen Stunden hinstarben, genasen plötzlich.

In ihre Freude aber mischte sich der Schmerz um den Verlust so wackerer Jünglinge und Mädchen. In späteren Jahren jedoch wich der Schmerz dem freudigen Stolze, solch' opferfreudige Jugend hervorgebracht zu haben, und ihr Andenken wurde für ewige Zeiten in hohen Ehren gehalten, und bei den Opfern der Götter ihrer nie vergessen.

— — — — — — — — — — — —

Die 7 Canoes waren weit draußen auf hoher See. Die Ruderer arbeiteten mit allen Muskeln, und, als günstiger Wind aufkam, setzten sie die Mattensegel,

während die Mädchen geradeswegs dahin steuerten, wo sie des Meergottes Haus wähnten.

Sieben Tage und sieben Nächte fuhren sie nun schon, aber der Meergott schien immer noch ihr Opfer zu verschmähen.

Bitter nagte der Hunger, als sie eine Insel(*) in Sicht bekamen. Dort gingen sie ans Land und füllten ihre Boote hochauf mit Kokusnüssen, Brotfrucht und Yams, und eben waren sie im Begriff abzustoßen vom Ufer, um weiterzufahren auf die Suche nach des Meergottes Heimat, als die Bewohner des Landes plötzlich aus dem Walde kamen, mit wütendem Geheul Rache für den Raub ihrer Früchte fordernd und mit ihren vergifteten Pfeilen nach den Fremdlingen schießend. Zu Tode getroffen sanken sieben nieder, von jedem Canoe einer, und zwar derjenige, welcher als letzter noch im Wasser stand, um das Boot vom flachen Strande ins Meer zu schieben. Von hinten ins Herz getroffen, stürzten sie vornüber, und die Wogen entführten sie den Verstümmelungen der Feinde, um sie in des Meergottes Haus zu bringen.

Das waren die ersten sieben Opfer. Die andern aber hatten nur eben Zeit, dem ungastlichen Lande zu entrinnen.

Nun waren sie wieder auf dem offenen Meere, als sich plötzlich der Himmel verfinsterte. Schwer rollte die See. Die Windsbraut heulte. Die kleinen Canoes tanzten wie Nußschalen auf den haushohen Wogen. Und dann kam eine riesige Welle, und ein jeder glaubte,

*) Eine der Philippinen (nach Konsul J. H. Mulligan).

das sei das Ende. Aber sie spülte nur über die Spitzen der Canoes weg, mit sich reißend den zu vorderst sitzenden der fünf Ruderer, welche mit ihren kurzen Schaufelrudern gegen die hohe See anarbeiteten.

Das waren die zweiten sieben Opfer des Meergottes.

Der Sturm hatte nachgelassen.

Unentwegt setzten sie ihre Fahrt fort, an vielen großen und kleinen Inseln vorbei. An einigen machten sie Halt, um Lebensmittel zu nehmen. Die Einwohner waren hier sehr freundlich zu ihnen und baten sie, doch zu bleiben. Das jedoch durften sie nicht, denn wie hätten sie so ihr Gelübde erfüllen können, dem Meergotte ein Opfer zu werden.

So gingen sie denn fort.

Immer weiter trieben sie die westlichen Winde*) in jagender Fahrt, rechts und links die Inseln lassend, teils hohe, wogenumbrandete Berginseln, teils so flache und niedrige Eilande, daß das Meer sie beinahe überspülte.

Und wieder offenbarte ihnen der Meergott seinen Willen; dieses Mal in schrecklicher Weise.

Als sie eines Tages, weil ihnen die Lebensmittel anfingen, knapp zu werden, ihre Angeln ins Meer geworfen hatten, da kam der Gott selbst in der Gestalt von sieben riesengroßen Fischen. Die bissen an die Angeln, deren Schnur sich die Fischer um das Bein gebunden hatten, damit sie die Fische, falls sie schwer waren,

*) Der Nordwest-Monsun. Sie mußten aber schon sehr weit nördlich gekommen sein, um diesen Wind für ihre Fahrt ausnutzen zu können.

besser hochziehen konnten. Mit gewaltigem Ruck rissen die Fische an der Leine und zogen mit sich in die Tiefe



Samoanischer Häuptling im Kriegsschmucke.

die sieben Fischer, welche keine Zeit hatten, sich das Seil vom Bein zu lösen, und sich auch nicht am Canoe

festhalten durften, wollten sie nicht auch das Leben ihrer Gefährten vernichten.

Das waren die dritten sieben Opfer des Meergottes.

Starr vor Entsetzen fielen die andern nieder, flehend ihre Hand zum Himmel erhebend, während die Mädchen laut weinten.

Weiter führte sie der Wind. Tagelang sahen sie kein Land. An der nächsten Insel jedoch, zu der sie kamen, machten sie Halt, zogen ihre Canoes auf den Strand, denn die furchtbare Macht des Gottes, wie sie sich in so grauser Weise kund gethan, erfüllte alle mit grenzenlosem Entsetzen.

Die Einwohner der Insel kamen aus dem Palmenhain und als sie die traurigen, halbverhungerten Fremdlinge sahen, nahmen sie dieselben an der Hand, und liebkosend ihnen das mit einer Salzkruste durchsetzte Haar und die von Thränen und Wind durchfurchten Wangen streichelnd, führten sie sie zu den Feuern, wo sie zwischen heißen Steinen junge Schweine brieten und ihnen die süße Milch der Kokusnuß zu trinken gaben.

Der Name der Insel war Nukuor.*)

Sie waren nun schon fast ein Jahr dort und lebten mit den Einwohnern in bester Freundschaft, teilnehmend an ihren Festen und Tänzen.

Eines Tages nun war ein großes Fest und wohl die meisten von ihnen hatten zuviel gegohrenen Palm-

*) Die Einwohner von Nukuor, einer kleinen zu den zentralen Karolinen gehörigen Laguneninsel, zeigen noch heute durch Sprache und Körperbau ihren samoanischen Ursprung.

wein*) getrunken und die brodelnde Hitze stieg ihnen ins Gehirn.

Wild rollten ihre Augen und mit übermütiger Zunge fingen sie an zu lästern:

„Tagalua, Du großer Gott, verschmähst Du unser Opfer, welches wir armen Menschenkinder Dir bringen wollten? Oder ist es etwa, weil Deine Macht nicht bis hierher aufs Land reicht? Haha! Wir sind die schlaueren und bleiben in diesem gastlichen Lande und werden nie wieder Dein Reich, das Meer, betreten. Hahaha! — Auf, Freunde, tragt die Canoes zusammen und brennt dem großen Gott ein Freudenfeuer! Juchhe! Ein Freudenfeuer dem großen Gott, dessen Rache wir entronnen sind und den wir mit unsern hellen Köpfen überlistet haben. Malosi**) Tagalua! Auch ein Trankopfer sollst Du haben, Du großer Gott! Hahaha! Dir weihen wir eine volle Schale schäumenden Palmweines, aber wir sind nicht so thöricht, sie Dir ins Meer zu gießen, haha, nein, wir schütten sie in unsern Bauch! Malosi Tagalua!“

Diejenigen aber, welche noch nicht so viel getrunken hatten, waren starr über diesen leidenschaftlichen Ausbruch des Frevelmutes und das Wort stockte ihnen in der Kehle.

---

*) Palmwein, Toddy genannt, aus dem Blütenstiel der Kokosnußpalme gewonnen, ähnlich wie unser Birkensaft, ist, wenn in Gährung übergegangen, ein sehr wohlschmeckendes, aber außerordentlich berauschendes Getränk.

**) Malosi = samoanischer Trinkspruch. = Sei stark! Hurra!

Die Lästerer aber, 7 an der Zahl, lachten der Angst ihrer Gefährten. Hoch hoben sie die Pokale und weihten sie dem Gotte. Gierig schlürften sie das prickelnde Naß. Aber noch nicht zur Hälfte hatten sie die Schalen geleert, als der alte Brotfruchtbaum, unter dem die Versammlung stattfand, mit donnerähnlichem Krachen niederstürzte auf die Frevler, daß den Umsitzenden das warme Hirn ins Gesicht spritzte.

Das waren die vierten sieben Opfer des Gottes.

Er entstellte sie so wegen der ihm angethanen Schmach.

Die Bewohner von Nukuor aber waren entsetzt und baten die Fremdlinge, baldigst ihre Insel zu verlassen, denn sie fürchteten, daß die Rache des Gottes auch sie treffen würde.

So machten sie sich denn wieder auf die Fahrt, nachdem sie gesehen, daß sie des Gottes Macht, wo auch immer sie sein mochten, doch nicht entgehen konnten. 2 Ruderer in jedem Boot und das Mädchen zum Steuern. Aufgeben durften sie keines der Boote, denn auch diese waren dem Gotte geweiht.

Die zerschmetterten Leichname ihrer Gefährten hatten sie sorgfältig in Matten eingenäht mitgenommen und versenkten sie, als sie auf offener See waren.

Weiter trug sie der Wind gen Osten.

Anfangs sahen sie auf ihrer Fahrt noch viele Inseln,*) aber alle klein und niedrig, und dann schien das Land, wo Menschen wohnten, ganz aufzuhören.

Des Meergottes Haus mußte nahe sein.

---

*) Ralik- und Ratak-Inseln (Sammelname Marshal-Inseln).

Die Bewohner von Nukuor hatten ihnen Lebensmittel mitgegeben, soviel die Canoes nur fassen konnten. Diese aber waren jetzt alle aufgezehrt.

Kein Windhauch. Die Sonne brannte. Die Zunge klebte ihnen am Gaumen. Sie beteten: „Tagalua, großer Gott, nimm uns auf." — Aber weder traf sie ein Blitz, noch kam eine Welle, die sie verschlang, noch kamen große Fische, welche sie in die Tiefe rissen. —

Der Gott wollte sie noch nicht. — — —

„Einer aus jedem Boot muß sterben," sprachen sie, „daß er den Überlebenden Trank und Speise sei."

Alle schauderten bei dem Klange dieser schrecklichen Worte.

Sie kamen überein, daß nicht das zarte Leben des Mädchens fallen dürfe. So warfen denn in jedem Canoe nur die zwei Männer das Los, und, wen es traf, der legte sich auf die Plattform und ließ sich ruhig Arme und Beine binden.

Der übriggebliebene Mann aber sagte:

„Sterben wir doch alle zusammen! Ich kann meinen Bruder nicht töten!"

Das Mädchen jedoch unterbrach ihn und entgegnete mit eisiger Überlegung:

„Du Narr Du! Was nutzt es, daß wir alle sterben. Vielleicht retten wir dadurch, daß wir den andern verzehren, unser Leben und gelangen glücklich zu des Meergottes Haus."

Sprachs und trat von hinten an den Gefesselten heran. Über ihn beugte sie sich, ihm liebe Worte zuraunend und ihm Stirn und Augen küssend. Ihre

schwarzen Ebenholzhaare fielen auf sein Antlitz nieder wie ein Schatten, und der Gefesselte sprach mit glücklichem Lächeln:

„Ich wußte es ja doch, daß Ihr mich nicht töten würdet, so wenig, wie ich es übers Herz gebracht hätte, einen von Euch hinzumorden. Nun aber löset mir die Bande, daß wir drei in Liebe umschlungen warten, bis der Gott uns ein Zeichen giebt."

Sie aber schloß ihm den Mund mit einem Kusse, während ihre Hände, versteckt hinter den herabhängenden Haaren, sich plötzlich krallenartig in den Hals des Unglücklichen gruben.

Ihr Gefährte aber saß am Hinterende des Canoes, barg sein Gesicht in seinen Händen und schluchzte wie ein Kind, als er das Todesröcheln seines Bruders hörte und sah, wie er die gefesselten Kniee vor Schmerz gegen den Leib zog.

„Heio!" schrie das Mädchen, jetzt ist er ganz tot und wir wollen ihn essen!"

Als sie ihn aber ansah, wie er dalag, den Schaum vor dem Munde und die starren Augen vorwurfsvoll auf sie gerichtet, da schrie sie auf:

„Wehe mir! Wehe mir! was hab' ich gethan! O ich Unglückliche! Aber der eigentlich Schuldige bist Du, der Du feige Dein Antlitz verhüllst, Du hast ihn gefesselt! Wäre er nicht gefesselt gewesen, so hätte ich ihn nimmer töten können. O, ich armes, armes Menschenkind. Dich aber wird der Gott strafen."

Und sie setzte sich auf die Ruderbank, schlug sich die Brüste, daß es weit über die stille See schallte, und that, als wenn sie sich die Haare ausraufte vor Schmerz.



Der Kratersee



oo bei Apia.

Bitter auflachte der Mann und sagte:

„Nun er doch einmal gestorben ist, so soll er wenigstens nicht vergebens gestorben sein!“

„Recht hast Du,“ sagte das Weib, „denn sonst wird sein Blut schlecht,“ stand auf von der Ruderbank und holte eine Muschelklinge, um sie dem Manne zu geben.

Der jedoch sagte: „Du hast ihn getötet, so schlachte ihn denn auch!“

Das Weib aber stand auf, warf sich in die Brust und schrie mit empörter Stimme:

„Du Elender! Du Nichtswürdiger! Wie kannst Du mir so grause Blutarbeit zumuten, mir, einem zarten Mädchen! Meine Hände sind rein und unschuldig, und ich werde sie nicht mit dem Blute unseres unglücklichen Bruders besudeln.“

Der Mann antwortete nichts, schob das Mädchen, welches fortfuhr zu zetern und zu schreien über die Herzlosigkeit und den grausamen Sinn der Männer, kurzer Hand bei Seite und schnitt dem Toten den Hals ab, denn das konnte ihm ja doch nicht mehr schaden.

Gierig schlürften die beiden das Blut, denn sie waren dem Verdursten nahe, und schlugen die hungrigen Zähne in das noch warme Fleisch.

Auf den sechs anderen Canoes hatten sie es genau ebenso gemacht. Das Weib hatte getötet, der Mann den Toten geschlachtet.

Sie säuberten die Knochen sorgsam vom Fleische und, nachdem sie ihnen das Mark ausgesogen, warfen sie dieselben, in Matten verschnürt, ins Meer.

Das waren die fünften sieben Opfer des Gottes.

Als sie satt waren, legten sie sich, die Bäuche dick voll Menschenfleisch, auf das Mattenlager.

Das Weib schmiegte sich an den Mann, schlang ihre weichen Arme um seinen Nacken und sagte mit weinender Stimme:

„Nun, wenn wir wieder hungrig sind und wir den andern ganz verzehrt haben, so wirst Du mich gewiß töten, denn Du bist der Stärkere, und ich kann Dir ja nichts anhaben. Den andern konnte ich umbringen, da er gefesselt war und wir vor Hunger schier starben. Aber eher würde ich verschmachten, als Dein Leben zu nehmen, selbst wenn Du es mir freiwillig anbötest, denn Du bist der, den ich von all' den sechsen am meisten liebte. So wollen wir denn zusammen sterben!"

Dabei hatte sie die Muschelklinge unter der Schlafmatte versteckt und dachte, sie würde schon eine Gelegenheit finden, sie dem Manne in einem unerwarteten Augenblicke in den Rücken zu stoßen. So konnte sie doch immer noch einige Tage länger leben.

Da aber hob sich plötzlich das Canoe, von jähem Winde getrieben, und der Mann sprang auf von der Plattform ans Segelgerät. Der Wind wurde Sturm. Das Brausen der See aber wurde übertönt von der Stimme des Meergottes:

„Höret! Haltet ein mit den Opfern! Ihr überbietet ja an Grausamkeit die Schandthaten der bösen Geister! Du Weib verdienteſt zwar den Tod, aber ich kann Dich trotz Deines sanften Engelsgesichtes da drunten in meinem Hause wirklich nicht gebrauchen, denn Du würdest nichts anderes als Hinterlist und Ränke sinnen. So folge denn dem Manne, sei seine

Dienerin, damit er jemand habe, seine Schlafmatten aufzurollen und auf die Dachbalken zu legen. Ihr aber, Ihr sieben Männer, sollet der Stamm werden für ein neues kräftiges Geschlecht. Ich werde Euch nach einer großen Insel bringen, wo Ihr Freunde findet, von denen einige mit Euch gehen werden als Wegweiser. Denn dort sollt Ihr nicht bleiben, sondern 77 Nächte*) weiter nach Süden steuern. Dort werdet Ihr große fruchtbare Inseln finden. Dort pflanzt Eure Brotfruchtbäume."

Und wie der Gott versprochen, so trug der Wind sie in kurzer Zeit nach einem großen Inselreiche, Hawaii genannt. Sie landeten auf der Insel, deren Name Oahu.**)

Die Hawaiier nahmen sie mit der größten Freundlichkeit auf, und nach längerem Aufenthalt bei ihren gastlichen Freunden machten sie sich, dem Befehle des Gottes gemäß, auf nach ihrer neuen Heimat. Es begleiteten sie zwei hawaiische Häuptlinge, Leapai und Tualagi und noch verschiedene andere hawaiische Männer und Frauen, denn das Land war übervölkert.

Sie segelten und ruderten 77 Nächte. Und als am Morgen des 78. Tages die Sonne aufging, da sahen sie vor sich den hohen Pik von Manua. Dort gingen sie an Land und ließen sich nieder. Der Boden war fruchtbar und die Brotfruchtbäume schossen nur so empor.

---

*) Bei den Samoanern dient die Zahl der Nächte, nicht die der Tage, als Zeitmaß.

**) In der Nähe der jetzigen Stadt Honolulu.

Tagaloa aber wurde von jetzt ab bei ihnen als der höchste und vornehmste aller Götter verehrt.

So war denn alles noch zu einem guten Ende gekommen.

Sie selbst aber nannten sich nach den Inseln „Samoaner". — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Viele Jahrhunderte vergingen, bis ihr Volk so groß wurde, daß sie nicht mehr auf der kleinen Insel Manua leben konnten. So zogen denn Teile des Volkes weiter westlich und besiedelten der Reihe nach Tutuila, Upolu und Savaii, sowie die kleinen Inseln Manono und Apolima. Sie alle waren sich ihres Ursprunges wohl bewußt und fühlten sich als „ein" Volk.

Ihre Häuptlinge, die „Usi", waren ein starkes Geschlecht und von den Göttern durch reichen Kindersegen ausgezeichnet. Dies war der Lohn für die aufopfernde Pflege, welche Atiogie seinem alten blinden Vater Feepō,*) dem Häuptlinge der Samoaner angedeihen ließ.

Die Legende lautet, wörtlich aus dem Samoanischen übersetzt**):

„Feepō war Häuptling und blind. Sein Sohn hieß Atiogie.

Atiogie ging aus, um Yams zu graben.

Er brachte seine Yams heim, ließ sie stehen und ging, um zu baden.

---

*) Sprich ō gedehnt mit dem Tonfall auf der letzten Silbe.

**) Nach Leutnant a. D. W. von Bülow: Matapoo, Savaii, Samoa-Inseln. „Der Stammbaum der Könige von Samoa."

Da fühlte Feepō sich zu den Yams hin, fühlte in den Korb, der die Yams enthielt und fand nun 6 Stücke Yams und als siebentes ein Pack abgebrochener Stücke.

Bei Tagesanbruch des nächsten Morgens ging Atiogie, um einen Imbiß für seinen Vater zu bereiten. Er brachte dann den Imbiß und tischte ein Stück Yams seinem Vater auf. So ging es bis zu einer anderen Tageszeit, als Atiogie wieder zu seinem Vater sagte: Väterchen, rutsche näher, damit ich Dir ein Stück Yams auftische, um Deinen Magen zu befriedigen.



Samoanische Frau im Bananendickicht.

Wiederum ging es bis zu einer anderen Tageszeit, als Atiogie wieder sagte: Väterchen, rutsche näher, damit Dein Magen befriedigt werde. Feepō zählte, daß alle Stücke Yams — 6 an Zahl — durch ihn verzehrt seien.

Da sagte Atiogie wieder:

Väterchen, rutsche näher, damit ich Dir etwas auftische, um Deinen Magen zu befriedigen.

Dann tischte er dieses Etwas auf.

Feepō fühlte hin: Das Pack abgebrochenen Yams.

Da sagte Feepō:

Ich habe Mitleid mit meinem Sohne! Was in aller Welt ißt denn Du? Nun habe ich Deine ganze Yamsausgrabung verzehrt.

Nimm hin den Lohn: Möge Dein Stammbaum bestehen, mögest Du leben wie der Brotfruchtbaum.

Daher besteht der Stammbaum der Ufi (=Yams).

Die 6 Stücke Yams sind 6 Knaben; das Pack Abbröckelungen ist das Mädchen Atiati.

Dieses ist der Stammbaum der Ufi." —

Unter Atiogie begannen die über Generationen sich erstreckenden Kriege mit den Bewohnern der Tonga-Inseln, nach unserer Zeitrechnung etwa im 13. oder 14. Jahrhundert. Wahrscheinlich fand zu dieser Zeit auch der Auszug samoanischer Stämme unter „Rata" nach Rarotonga (Rarotonga- oder Cooks-Archipel) und von dort unter der Führung Ngahues nach Aotele (Neu-Seeland) statt.

Die Tonga-Kriege waren für die Samoaner ein nationales Unglück, denn sie endeten mit der Unterwerfung

Samoas unter die Tonga-Herrschaft. Nur im gebirgigen Innern der Inseln vermochten sich die Samoaner zu halten, die schwer zugänglichen Pässe und steilen Felsgipfel gegen die fremden Eindringlinge verteidigend.

In diesen Kriegen wurden die Tonganer zeitweise von den Fidjianern unterstützt, von denen wahrscheinlich die Unsitte, die Leichen der Gefallenen und die verwundeten Feinde zu verzehren, eingeführt wurde. Orgien schrecklichster Art waren an der Tagesordnung.

Ungefähr 80 Jahre lang hielten die Tonganer die Küsten der drei größten Inseln in ihrem Besitz, die ursprünglichen Einwohner der Fischerei und des Seewassers, welches sie für ihre Küche gebrauchten, beraubend. Während dieser Zeit bauten die Samoaner in den unzugänglichsten Teilen des Berglandes Wege, deren Ueberreste an manchen Stellen der Inland-Distrikte noch zu sehen sind, und die zum Teil bis auf den heutigen Tag benutzt werden. Die Steindämme sind so sorgfältig gebaut, daß die Felsplatten ihre ursprüngliche Lage trotz der in früheren Zeiten häufigen Erdbeben kaum verändert haben.

Nach langjährigen, erbitterten Kämpfen gelang es endlich den Samoanern, die Tonganer aus Savaii und Upolu zu verjagen. Diese zogen sich nun auf die östlichen Inseln Tutuila und Manua zurück.

Aber auf Bitten der dortigen Häuptlinge rüsteten sich die siegreichen Bewohner Savaii's und Upolus, um die Tonganer auch von diesen Inseln zu vertreiben. Ungefähr 2 Jahre dauerten die Rüstungen zu diesem Kriegszuge. Mit einer gewaltigen Flotte zogen die Samoaner unter Führung dreier Häuptlinge, Savea-

tuvaelua, Tuna und Fata, ins Feld und schlugen die Tonganer so, daß sie es nachher nie wieder versucht haben, ihr südwestlich von Samoa gelegenes Inselreich zu verlassen. —

Der Kannibalismus, welchen die Samoaner von den Fremden angenommen hatten, wurde aber noch volle 3 Jahrhunderte beibehalten, bis er, etwa hundert Jahre vor Ankunft der ersten Weißen, von Malietoa Palealai abgeschafft wurde. — — —

— — — — — — — — — — — —

Die neuere und neueste Geschichte Samoas ist zu bekannt, als daß es angebracht wäre, von ihr an dieser Stelle einen Auszug zu geben.

Nur möchte ich zum Schlusse noch das Vermächtnis Tamase's (des Älteren) niederschreiben, als Beweis des großen, unbedingten Vertrauens, welches die Samoaner auf Deutschland gesetzt haben.

Möge dieses Vertrauen niemals getäuscht werden!

Dieses Vermächtnis ist der Übersetzung und Überlieferung des verdienstvollen Forschers W. von Bülow zu danken und lautet:

„Der König Tamasese befahl, daß die Aloalii,*) und die Tumua*) und sein Sohn le Alosi sich versammeln sollten.

Daher versammelten sie sich alle.

Da sprach Seine Hoheit zu den Aloalii, zu den Tumua und zu le Alosi, seinem Sohn:

*) Zwei vornehme dem König Tamasese verwandte Familien (Stämme).

Hört mich an:

Dieser Vertrag ist zwischen der großen deutschen Regierung und den Tumua geschlossen; thut mir die Liebe und richtet Euch danach.

Bewahrt der deutschen Regierung Eure Zuneigung, wie dieselbe mir die ihrige bewahrt.

Geht nur nicht einen anderen Weg. Geht genau den Weg, den ich Euch vorgeschrieben habe; dann wird Seine Majestät der deutsche Kaiser mich schützen.

Mögen die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Tumua und Aloalii und der deutschen Regierung bestehen bleiben.

Möget Ihr stets den Wünschen des deutschen Kaisers gehorchen, Ihr und Eure Kinder.

Ebenso auch Ihr, Verwandte, Verwandte in Savaii, Verwandte in Upolu, gehorcht ebenfalls genau dem abgeschlossenen Vertrage.

Der Tag ist nahe, daß ich schwach werde.

Thut so, wie ich gethan habe.

Le Alofi ist Tamasese.

Tamasese steht mit Aloalii und den Tumua in Verbindung.

Er ebenfalls beobachtet genau den Vertrag mit Deutschland.

Er möge ihm gehorchen, was auch der Wille der deutschen Regierung sein möge; möge er schwierig, möge er leicht zu erfüllen sein. Möget Ihr dem allen gehorchen.

Möget Ihr einig sein, Verwandte von Savaii, Verwandte von Upolu; möge das gute Einvernehmen bestehen bleiben, wie es jetzt ist.

Tumua und Aloalii! Sollte Malietoa schlecht gegen die Tumua handeln, so mögen auch Aloalii als schlecht behandelt sich betrachten. Möge keiner davon abweichen. Möget Ihr gemeinsam Euch von ihm wenden. Es steht bei Gott, ob die große deutsche Regierung Euch ihr Wohlwollen bewahrt."

Ein Jahr deutscher Herrschaft.





V.

Ein Jahr deutscher Herrschaft.

Es ist jetzt gerade ein Jahr seit dem förmlichen Übergange Samoas in deutschen Besitz verflossen, und die Frage, wie sich denn unter der neuen Regierung die so schwierigen samoanischen Verhältnisse gestaltet haben, dürfte gewiß nicht nur den Kolonialpolitiker, sondern jeden Deutschen in hohem Grade interessieren.

Während des ganzen letzten Jahrzehnts hatten Kampf und Streit nicht aufgehört, der Boden Samoas war fortwährend mit Blut gedüngt und von den Eingeborenen und Ausländern mit Kugeln und Granaten besäet worden. Des ersten deutschen Gouverneurs wartete eine Aufgabe, deren Bedeutung und Schwierigkeit in Deutschland nur wenige beurteilen können. Und was in dieser kurzen Spanne Zeit in der That von den deutschen Beamten geleistet worden ist, wird wohl erst in späteren Jahren recht gewürdigt werden können.

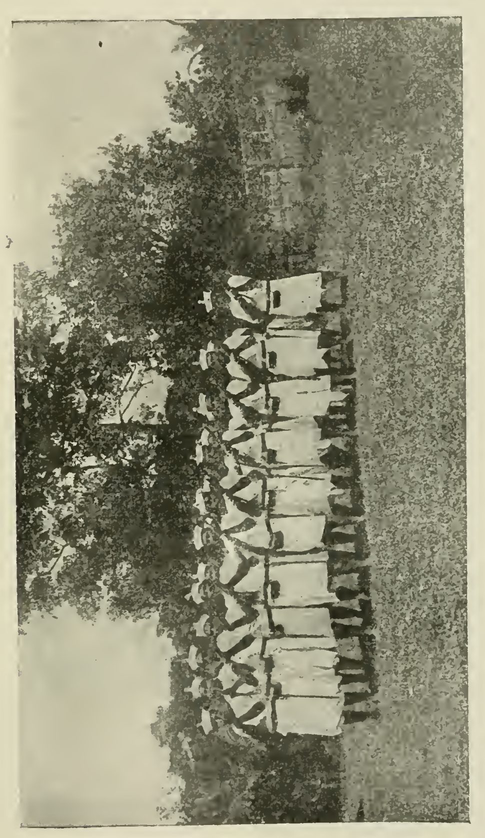
Daß die politischen Zustände jetzt nach jeder Richtung hin und zwar auf das beste geregelt sind, ist in

erster Linie den außerordentlich umsichtigen Maßnahmen des Gouverneurs, Herrn Dr. Solf, zu danken. Ihm ist es gelungen, die aufgeregten Gemüter der Samoaner zu beruhigen und zwischen den Parteien, wenigstens äußerlich, absoluten Frieden herzustellen. Daß der alte Groll, welcher durch Generationen geschürt und genährt war, nun plötzlich ganz und gar erstickt sei, ohne daß ein stummer Haß zwischen den Parteien zurückgeblieben wäre, der sich aber wohl mit der Zeit in Gleichgültigkeit verlaufen wird, das kann wohl keiner für möglich halten, der für die psychologischen Vorgänge im Einzel-Menschen und in den Menschen-Vereinigungen auch nur ein geringes Verständnis hat. Dazu bedarf es noch mancher Jahre und vielleicht auch gelegentlicher energischer Maßregeln seitens der Regierung.

Ein offener Wiederausbruch der Feindseligkeiten darf hingegen wohl als ausgeschlossen gelten, da dem alten Streite um die Königswürde durch Abschaffung der letzteren ein für alle Mal die Spitze gebrochen ist.

Da überhaupt die Samoaner für alles Neue sehr empfänglich sind, so fühlen sie sich auch unter der neuen Regierung recht wohl, umsomehr, da die lebhaftesten Sympathien fast des ganzen samoanischen Volkes schon seit Jahren Deutschland zugewandt waren. Dazu kommt noch, daß ihnen eine Teilnahme an der Regierung, sowie die ganze innere Verwaltung in freigiebigster Weise zugestanden worden ist. Eine recht weise Maßregel, da hierdurch manche Kosten für Verwaltungszwecke gespart werden, und anderseits dem Bedürfnis der Samoaner nach politischer Bethätigung voll Genüge gethan ist.

In einer feierlichen Ansprache an die samoanischen Häuptlinge in Mulinuu, gehalten am 14. August 1900,



Die deutsche Polizeitruppe.

gab der Gouverneur mit kurzen Worten seine Ziele und Absichten zu erkennen. Diese Ansprache, veröffentlicht

im „Samoanischen Gouvernements-Blatt“, verdient in der That auch über die Grenzen Samoas bekannt zu werden, da sie in mancher Beziehung hochinteressant und für die Richtung der Regierung charakteristisch ist. Ich halte es daher für angebracht, diese Ansprache wenigstens bruchstückweise an dieser Stelle wiederzugeben:

„Es ist ein freudiger Anblick für mich, die hohen Häuptlinge vor mir zu sehen, die Vertreter der großen Familien, die seit altersher Herrscher waren auf den samoanischen Inseln von Upolu, Manono, Apolima und Savaii. Ihr alle wißt, daß die früheren Regierungen Samoa's nicht gut und auch nicht mächtig waren. Und es herrschte kein Wohlwollen unter Euch und keine Freundschaft zu einander, sondern Aufstände und Kriege beunruhigten das Land Jahr für Jahr.

Deswegen haben die Herrscher der drei großen Mächte beschlossen und bestimmt, daß Samoa der Fürsorge Sr. Majestät des Deutschen Kaisers anvertraut werde, auf daß er mit Seinem starken Arm das schöne Inselreich beschützen möge. Und alle hohen Häuptlinge haben Sr. Majestät dem Kaiser, Ihrer Majestät der Königin von England und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gedankt, dafür, daß nun die Grundlage geschaffen ist für eine ersprießliche und hoffnungsreiche Entwickelung der Inseln. Mit Genugthuung hat der neue Kaiserliche Herr die Versicherungen der Treue und Loyalität von den hohen Häuptlingen Samoas entgegengenommen. — — —

Es ist nicht die Absicht der Deutschen Regierung, Euch zu zwingen, unsere Sitten und Gewohnheiten an-



Hissung der deutschen Flagge am 1. März 1900 in Mulinuu bei Apia.
(Im Hintergrunde der Vaea Berg.)

zunehmen, die Regierung nimmt Rücksicht auf Eure alten Traditionen und achtet sie, soweit sie nicht verstoßen gegen die Gebote des Christentums und gegen die Wohlfahrt und Sicherheit des einzelnen.

Die Regierung setzt das Vertrauen in Euch, daß Ihr es vermögt, Euch selbst zu verwalten, unter der Aufsicht und Kontrolle des Gouverneurs, und es werden solche Gesetze und Verordnungen erlassen werden, wie sie zum Besten des Landes sind und übereinstimmend, soweit angängig, mit Euren Anschauungen. — — —

Ich gebe meiner Zufriedenheit Ausdruck über die wohlgeordnete festliche Versammlung heut; laßt uns froh sein des Friedens, der nunmehr in Samoa herrscht durch die Gnade Gottes; laßt uns danken Sr. Majestät dem Kaiser, der mit Seinem eisernen Willen Kriege unter Euch verboten hat; Er, der Deutsche Kaiser, der Tupu Sili von Samoa, hat Eure Hände in Freundschaft geeint. Sein Kaiserlicher Wunsch ist, daß ganz Samoa glücklich sei und gedeihe im Gehorsam den Gesetzen der Deutschen Herrschaft, die jetzt und für alle Zeiten in Samoa eingesetzt ist."

Die samoanische Selbstverwaltung ist folgendermaßen organisiert:

An der Spitze steht der Alii Sili, zu welchem Mataafa, der frühere Gegner und spätere ergebene Freund Deutschlands, dessen Partei unter den Eingeborenen den größten Einfluß hat, ernannt worden. Der Alii Sili soll die Vermittlungsinstanz bilden, durch welche die Wünsche und Befehle des Gouverneurs den Samoanern bekannt gegeben werden.

Dem Alii Sili steht ein Rat, genannt Faipule, zur Seite, dessen Mitglied u. a. auch Tamasese der Jüngere ist.

Samoa wird in 11 Distrikte geteilt, welcher jeder von einem Häuptling, genannt Taitai itu, verwaltet wird. Jeder Distrikt hat die erforderliche Anzahl von eingeborenen Richtern, genannt Faamasino, deren Befugnisse sich natürlich nur über die Eingeborenen ihres Bezirks erstrecken.

Für die Ordnung in den Dörfern sorgen Dorfschulzen, genannt Pule nuu.

Zur Ausführung der Befehle der Verwaltungsorgane sind Polizisten, genannt Leoleo, angestellt.

In Apia besteht eine besondere Stadtpolizei, mit einem weißen Polizeichef an der Spitze. Wie sehr in Apia auf Ordnung und Sitte gehalten wird, sollte ich bereits am 2. Tage nach meiner Ankunft erfahren, indem mir von einem eingeborenen Gerichtsdiener eine Strafverfügung zugestellt wurde, nach welcher gegen mich eine Strafe von 1 Dollar oder 1 Tag Haft verhängt worden war wegen — zu schnellen Reitens in den Straßen von Apia. Mich hat dieses prompte Funktionieren des Verwaltungsapparates ebenso erfreut als amüsiert. Das Verbot des Galoppierens in Apia war mir damals noch nicht bekannt gewesen, da ich weder die alten Munizipalitätsbestimmungen kannte, noch auch folgendes humoristische Liedchen, welches gelegentlich eines Festkommerses von einem alten Ansiedler verfaßt worden war:

Ja, wir werden Euch in Samoa schon regieren,
Und Ihr Kerle werd't noch kuschen und parieren!

Seitdem die Flagge ist gehißt, mit der Freiheit ist's vorbei,
Jetzt kommen die Paragraphenfresser und die Polizei.
O sila, sila o tagata uma!*) Hier wird proklamiert:
„pp. Wer durch die Straßen von Apia galoppiert,
Wird arretiert! — — Wird arretiert! — — —

Man sieht, es fehlt in Samoa weder an Ordnungsliebe, noch an Humor. Und so muß es sein.

Für die Erschließung und die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie ist auch schon manches geschehen. Durch Anlage guter Straßen und Wege sind Gebietsteile erschlossen worden, welche bisher gar nicht oder nur schwer zugänglich waren.

Um die Erträge der Kopraernten zu vermehren, ist jeder eingeborene Landbesitzer durch Gesetz verpflichtet worden, alljährlich mindestens 50 Kokosnußpalmen zu pflanzen, und in allen samoanischen Dörfern sieht man jetzt junge, sich prächtig entwickelnde Kokospflanzungen. Durch diese Maßregel ist zu erwarten, daß sich die Kopraerträge nach 13 Jahren etwa verdoppeln, nach 20 Jahren vielleicht verdreifachen werden. Kopra bildet nämlich den Hauptbestandteil des Exportes. Im Jahre 1899 betrug die Kopraernte 7792 Tonnen = 350.640 Dollar, während die Gesamtausfuhr sich auf 442.276 Dollar = 1.769.104 Mark belief.

Einer sehr zweckmäßigen Maßregel des Gouvernements möchte ich hier noch gedenken, nämlich der Einrichtung eines Gouvernementsrates. Früher bestand ein Municipalitätsrat, welcher an der Verwaltung der Municipalität Apia teilnahm. Derselbe war mit der

*) O höret, höret, all' Ihr Leute!

Einführung der neuen Regierung in Wegfall gekommen. Das Gouvernement hat nun in sehr richtiger Weise diesen ehemaligen Municipalitätsrat wieder ins Leben gerufen unter der neuen Form eines Gouvernementsrates, bestehend aus 7 Mitgliedern, teils Pflanzern, teils Kaufleuten, um dadurch die reichen Erfahrungen alter Kolonisten zu verwerten. Im Gouvernementsrat soll einerseits die Zweckmäßigkeit neuer Einrichtungen zur Förderung von Handel und Landwirtschaft zur Besprechung kommen, anderseits soll hiermit der Bürgerschaft Gelegenheit gegeben werden, Anregungen und Vorschläge zur Kenntnis des Gouvernements zu bringen.

Wie weit die Beruhigung der Samoaner bereits vorgeschritten ist, beweist nicht nur die bereits in einem anderen Abschnitte erwähnte Auslieferung aller Schußwaffen, sondern auch die Thatsache, daß die zum ersten Male am 1. April dieses Jahres fällige Kopfsteuer überall anstandslos entrichtet worden ist.

Trotzdem aber würde es ein großer Fehler sein, sich in vermeintlicher Sicherheit zu wiegen und jeden Gedanken an Unruhen auszuschließen, um so mehr, als die antideutschen Elemente, zu denen nicht in letzter Linie die amerikanischen und englischen Missionare gehören, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf einen großen Teil der Eingeborenen haben, und diesen Einfluß ganz gewiß nicht zur Unterstützung der deutschen Herrschaft verwenden.

Aus diesem Grunde war die Schaffung einer Polizeitruppe ein unbedingtes Erfordernis. Dieselbe besteht zur Zeit aus 30 Mann und ist in diesem Umfange, meiner Meinung nach, gänzlich unzulänglich. Um die



Kaisersgeburtstagsfeier in Apia: Am Ziel beim Zweirad Wettrennen.

Paar für die Regierungsgebäude erforderlichen Posten auszustellen, würde eine kleinere Truppe ausreichen. Zur Unterdrückung von Unruhen ist eine fragwürdige Truppe von 30 Eingeborenen überhaupt nicht geeignet. Wie verlautet, soll eine wesentliche Vermehrung der Truppe angefordert werden. Hoffentlich wird diese Verstärkung bewilligt werden, da sie eine unbedingte Notwendigkeit ist.

Die Truppe ist dem Befehle des Gouverneurs direkt unterstellt, während die militärische Leitung und Ausbildung dem früheren Obersignalmaat (Sergeant) der Kais. Marine Dietrichs*) übertragen ist.

Der Samoaner ist ein geborener Krieger und hat infolgedessen gute militärische Anlagen, für Disziplin und Exactheit jedoch nur sehr geringes Verständnis. Bei Beurteilung der Leistungen und des Gefechtswertes, wenn man von einem solchen bei einer so kleinen Truppe überhaupt reden kann, darf man infolgedessen auch nicht unsern streng-militärischen Maßstab anlegen.

Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, die Truppe zu sehen und ihren Exercitien beizuwohnen, und war in der That überrascht über die teilweise recht guten Leistungen, besonders auch im gefechtsmäßigen Exerzieren.

Ausgerüstet ist die Truppe mit Karabinern M./71.

Die Mannschaften erhalten neben der Verpflegung 5 Dollar = 20 Mark Löhnung und wohnen in einem aus 4 samoanischen Häusern bestehenden Kasernement,

*) Obersignalmaat Dietrichs ist kürzlich in jugendlichem Alter an einem Herzschlage gestorben. Sein Nachfolger ist der frühere Steuermann Eckenweber.

dessen Herstellungskosten ganze 200 Mark betragen haben. Leider lassen sich in Deutschland Kasernen nicht so billig herstellen.

An den Nachmittagen wird fleißig in den der Truppe gehörigen Kokospflanzungen und Tarofeldern gearbeitet, aus deren Erträgen der Unterhalt der Truppe zum Teil bestritten wird.

Erwähnen möchte ich hier noch, daß mir unter den Unteroffizieren auch ein Mann Namens Muliaiga vorgestellt wurde. Dieser hat nämlich das Verdienst, der früher vielbeneidete Ehegemahl der durch die Schrift des leider so früh verstorbenen Otto Ehlers „Die Perle der Südsee" verewigten Sifilina, deren Schönheit und Grazie den Schriftsteller erfreuten, zu sein. Aber leider verblühen unter der warmen Tropensonne Blumen und Frauen noch viel schneller, als bei uns zu Haus, und dieses Schicksal hat auch Sifilina betroffen.

Das beste Mittel jedoch gegen eine Störung der augenblicklichen friedlichen Verhältnisse ist die Fortsetzung der bisher so erfolgreich angewandten Politik, nämlich eine äußerst vorsichtige, wenn auch konsequente Behandlung der Samoaner, Hebung des Vertrauens der Eingeborenen in die neue Regierung, und vor allem Stärkung des deutschen Elementes durch Ansiedlung deutscher Kolonisten.

Mit der zunehmenden Einwanderung kann gleichzeitig eine Verminderung der zur Zeit unbedingt erheblich zu verstärkenden Polizeitruppe eintreten, wenn nämlich aus den Ansiedlern, nach Art der volonteers in den englischen Kolonien, von denen wir überhaupt be=

züglich der Verwaltung nur lernen können, ein Freiwilligenkorps gebildet und damit eine Truppe geschaffen



Die deutsche Polizeitruppe im Schützengefecht.

wird, welche der Kolonie keine Kosten verursacht und auf welche sich die Regierung im Falle der Not unter allen Umständen verlassen kann, und deren Wert um so

größer ist, als sie gleichzeitig der Eingeborenen-Truppe als Rückgrat dient.

Kriegerische Aktionen werden auf Samoa hoffentlich und wahrscheinlich niemals nötig werden, aber auf der anderen Seite darf auch nicht vergessen werden, daß wir es in Samoa mit einem kriegerischen, leicht erregbaren Volke zu thun haben, welches den Frieden bisher nur von Hörensagen kannte und von dem man noch nicht weiß, wie ihm die süßen Früchte des Friedens auf die Dauer schmecken.

Si vis pacem, para bellum!

Mataafa.





VI.

Mataafa.

„Das Glück dieser Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
Auf der Gesundheit des Leibes,
Auf der Liebe des Weibes.“

Nr. 2 und 3 dieses arabischen, wenn ich mich recht entsinne, von Bodenstedt uns überkommenen Rezeptes für ein glückliches Erdenleben waren mir in den ersten Tagen meines Aufenthaltes auf Samoa weniger wichtig als namentlich Nr. 1.

Da meine Zeit nur recht knapp bemessen war, und es auf der anderen Seite zur Zeit in Samoa weder elektrische noch Dampfbahnen giebt, und da schließlich die Entfernungen gar nicht so unbedeutend sind, wie man zu Haus meistens annimmt, wenn man vom kleinen Samoa spricht, so war für mich ein Pferd in der That die erste Bedingung, um mich in Samoa eines glücklichen Lebens zu erfreuen.

Zu diesem Zwecke setzte ich mich mit Herrn Walter, Schlachter und im Nebenamte Besitzer des Apia-Tattersals, in Verbindung.

Vorweg bemerken will ich, daß das letztere Geschäft mit dem ersten ganz und gar keine Beziehungen hat, um so weniger, als jedermann in Apia die 8 Pferde des Tattersals genau kennt, und Transaktionen von dem einen in das andere Geschäft sofort in die Oeffentlichkeit dringen würden, was dann anderseits eine Einstellung des Fleischkonsums für die nächsten drei Tage zur Folge hätte. Im Gegenteil, Herr Walter ist nicht nur ein höchst gewissenhafter Schlachter, sondern auch ein äußerst coulanter Pferdehändler. Noch nie habe ich so billig ein Pferd gemietet. Für 50 Mark erwirbt man nicht nur das Recht, ein Pferd einen Monat lang ad libitum zu benutzen, sondern bekommt auf Verlangen auch noch Futter und Sattelzeug geliefert und hat nicht einmal für den Beschlag zu zahlen. Auf Hawaii war das anders, da kostete die Benutzung eines Pferdes für einen Tag 20 Mark.

Eines Morgens also erschien Herr Walter auf Vailima mit den Champions seines Stalles und stellte mir dieselben vor:

„Charley“, sehr ausdauernd, bequemes Reitpferd, keine Untugenden, von den Offizieren des „Cormoran“ sehr viel geritten.

„Max“, etwas mager, aber sehr zähe, nicht nur auf Schritt, sondern auch auf einen flotten Trab dressiert, das Lieblingspferd des Herrn Kapitänleutnants.

Charley ist ein etwas wackliger Fuchs, unbekannter Herkunft, und zwinkerte mich mit seinen sanften Augen freundlich an. Trotzdem entschied ich mich jedoch für den „flotten Max“, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß er nicht nur höchst decent im Trabe, sondern auch

in der nächsthöheren Gangart mit verblüffender Eleganz, zu seiner eigenen und unser aller Ueberraschung, sich zu bewegen verstand, im Galopp allerdings erst, nachdem ich ein Paar riesengroßer mexikanischer Sporen, welche ich mir in Californien erstanden hatte, aus den Tiefen meines Koffers hervorgeholt und mir an die erbarmungslosen Beine geschnallt hatte.

Durch diese Glanzleistung schlug natürlich Pferd Max seinen Konkurrenten „Charley mit dem sanften Blick" glänzend, was den letzteren indessen wenig zu rühren schien. Mit bewundernswerter philosophischer Ruhe schob er langsam zur Pforte hinaus gen Apia, seine stark entwickelten Säbelbeine leicht nach auswärts drehend. Ein Bild der Ruhe und des Friedens.

Dem neugierigen Leser will ich gleich vorweg erzählen, daß der „flotte Max" und ich in kurzer Zeit sehr mit einander zufrieden wurden, natürlich gebrauchten wir erst einige Tage, um uns gegenseitig einzuspielen und uns über die Reitmethode zu einigen. Es ist nämlich ebenso verfehlt als unbillig, die Regeln der Königlich preußischen Reit-Vorschrift für die Landarmee auf Pferde der temporären Marine-Kavallerie anwenden zu wollen. Die bei Land-Kavalleristen üblichen Hülfen sah der „flotte Max" meistens als gelegentliche Liebkosung seitens seines Reiters an und beantwortete sie prompt mit recht gefälligem Schweifwedeln. Nachdem es mir jedoch gelungen war, die Reiterhülfen ins Seemännische zu übersetzen, war der „flotte Max" das beste Pferd, welches nur zu wünschen war. Nach der Steuerbordseite ging er zwar grundsätzlich nicht über Stag, wo hingegen er Wendungen nach der Backbordseite mit unbeschreib-

licher Eleganz ausführte, hierzu bedurfte es nur eines Einholens des Backbordzügels in einem Winkel von 90° zum bisherigen Kurse. Auf der geraden Linie nun gar gehorchte der „flotte Max" dem Ruder mit einer Virtuosität, welche ein gewöhnliches Landpferd in einen Eifersuchtstaumel versetzen mußte, und auch sonst war er, wie bereits erwähnt, ein außerordentlich billiges Pferd und kostete mir in den ersten 3 Tagen (des Einspielens) nur 1 Dollar Strafe wegen zu eleganten Galoppierens in den Straßen Apias, und einen kleinen Hund (= 2 Dollar), der dem „flotten Max" aus Versehen in den Kurs gekommen war. Das war jedoch alles nur in der ersten Zeit, als wir uns über die Reitmethode noch nicht geeinigt hatten.

Übrigens soll sich der Besitzer des „flotten Max" in wenig christlicher Weise über meine Bestrafung gefreut haben, da er nunmehr in seine Pferdestammrolle mit roten Lettern als beste Reklame für den „flotten Max" eintragen konnte:

„p. p. . . . , wurde am 4. 3. 1901 wegen Galoppierens in den Straßen Apias mit 1 Dollar Strafe belegt."

So konnte ich denn nun auf dem Rücken des „flotten Max" die größten Distanzen in denkbar kürzester Frist zurücklegen, was für mich eine große Zeitersparnis bedeutete.

Ich benutzte die ersten Tage, um die nächste Umgebung Apias abzustreifen und um Pflanzungen, Missionen, Schulen 2c. zu besuchen.

Einer meiner ersten Besuche galt dem früher von Deutschland unterstützten Königskandidaten, dem jetzigen



Kleines Ruderkanoe der Samoaner.

Alii Sili von Samoa, Mataafa in Mulinuu. Mataafa ist ohne Frage eine der sympathischsten Persönlichkeiten Samoas. Er genießt, besonders nach seiner Ernennung zum Alii Sili, bei dem weitaus größten Teile des samoanischen Volkes unumschränktes königliches Ansehen, obgleich anderseits jeder Samoaner ganz genau weiß, daß nur Se. Majestät der Deutsche Kaiser Herrscher über Samoa ist, und auf seine jüngst erworbene Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche nicht wenig stolz ist.

Die Geschichte Mataafas ist ebenso wechselvoll wie die seines Landes.

Mataafa war ursprünglich erbitterter Gegner Deutschlands, welches damals Tamasese den Aelteren, den Vater des jetzt auf Samoa lebenden Häuptlings, unterstützte, während die Vereinigten Staaten und England alles thaten, um Mataafa auf den Königsthron zu bringen. Mataafas Leute waren es auch, welche unter Führung des Deutsch-Amerikaners Klein aus dem Hinterhalte bei Vailele die deutschen Matrosen überfielen, um jedoch bald darauf, am Tage des Orkans, den in Not befindlichen deutschen Seeleuten die selbstloseste Hülfe zu leisten, unter Hintansetzung ihres eigenen Lebens. Nachdem sich nun auch die Engländer gegen Mataafa gewendet, wurde er im Jahre 1893 von seinem neuen Rivalen Malietoa Laupepa gänzlich geschlagen und ergab sich auf Gnade und Ungnade dem englischen Stationsschiff. Mataafa wurde dann nebst etwa zwölf Häuptlingen seines Gefolges nach Jaluit, einer der Marshall-Inseln, verbannt.

Malietoa Laupepa war jetzt unbestrittener Herrscher von Samoa bis zu seinem Tode (1898). Im selben

Jahre noch wurde Mataafa auf Antrag der deutschen Regierung aus der Verbannung befreit und kehrte nach Samoa zurück unter dem Jubel des samoanischen Volkes, welches ihn als einen nationalen Märtyrer begrüßte.

Während seiner Verbannung auf den Marshall-Inseln ist Mataafa von der deutschen Regierung außerordentlich gut behandelt worden, und er spricht stets sehr gerne von seiner Reise nach dort und von seinem guten Freunde, Landeshauptmann Brandeis, wobei ein Unerfahrener allerdings den Eindruck gewinnt, als wenn es sich um eine Vergnügungsreise gehandelt hätte.

Gegen die von Deutschland nunmehr begünstigte Königsherrschaft Mataafas erhoben sich jedoch der junge Tamasese und Malietoa Tanu, welche jedoch nicht einmal $^1/_{10}$ des samoanischen Volkes hinter sich hatten, dagegen aber von England und Amerika auf das nachdrücklichste unterstützt wurden, um trübes, zum Fischen geeignetes Wasser auf Samoa zu schaffen. Es erfolgte dann, unter dem Proteste der deutschen Regierungs-Vertreter, jenes völkerrechtswidrige Bombardement der samoanischen Küstenplätze.

Mataafa antwortete mit gelegentlichen Ueberfällen auf englische und amerikanische Expeditionskorps, was letzteren in buchstäblichem Sinne manchen Kopf kostete, denn nach alt-samoanischer Sitte wurde dem gefallenen Gegner der Kopf abgehauen und im Triumph herumgeführt, nachher jedoch den Angehörigen des Toten unter Beileidsbezeugungen — die Samoaner sind auch ihren Feinden gegenüber von verbindlichster Höflichkeit — zur Bestattung wieder ausgeliefert.

Das „Kopfschnellen“ ist indeß, als nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehend, vor kurzem abgeschafft worden, und man begnügt sich nunmehr mit dem Abschneiden eines Ohres. Mit der Konstatierung des Todes, welche bei der früher üblichen Methode nicht so sehr erforderlich war, nahm man es jedoch nicht übermäßig genau, und auch manchem Verwundeten wurde noch fir ein Ohr abgeschnitten, um den Triumph vollständiger zu machen. So darf es denn nicht verwundern, wenn heute auf dem englischen Kreuzer „Porpoise“ Matrosen mit der Tapferkeitsmedaille, aber mit nur einem Ohr herumlaufen.

Dann trat vorläufiger Friede ein, und demnächst kam das Abkommen der drei Vertragsmächte zu Stande, durch welches Deutschland die zur Samoagruppe gehörigen Inseln westlich des 171° westl. Länge, Savaii, Upolu und einige kleinere Inseln erhielt.

Das war natürlich gut für Mataafa, denn, obgleich das Königtum abgeschafft wurde, so hat doch Mataafa, als Alii Sili, etwa die Stellung eines unter deutschem Protektorate stehenden Königs, allerdings mit sehr stark beschnittenen Rechten.

Seine frühere Gegnerschaft, welche er jedoch niemals in unritterlicher Weise bethätigte, hat Mataafa jetzt in eine aufrichtige Freundschaft umgewandelt, und Deutschland besitzt in ihm jetzt einen seiner treuesten Anhänger.

Obgleich Mataafa jetzt bereits erheblich über 60 Jahre alt ist, so hat er doch seine aufrechte kriegerische Haltung bewahrt und trägt, entsprechend seiner hohen Stellung, ein sehr gesetztes, würdevolles Benehmen zur

Schau, welches seinen imponierenden Eindruck auf den Besucher nicht verfehlt.

Mataafa wird von der deutschen Regierung mit der größten Achtung, die er auch als Mensch voll und ganz verdient, behandelt, und anläßlich seines letzten Geburtstages hat S. M. der deutsche Kaiser ihm einen prächtigen silberbeschlagenen Fliegenwedel*) geschenkt, auf welchen Mataafa sehr stolz ist, und welcher in seinem Hause den höchsten Ehrenplatz einnimmt.

Zu meinem officiellen Besuche bei Mataafa hatte mir das Gouvernement in liebenswürdiger Weise einige Leute der Polizeitruppe als Begleitung, sowie einen Dolmetscher zur Verfügung gestellt.

Gegen Mittag ritten wir nach Mulinuu hinaus, immer am Meeresstrande entlang, vorbei an dem Denkmal der ertrunkenen und gefallenen deutschen Seeleute. Mulinuu liegt auf einer langen, schmalen Landzunge, welche die Apia-Bay von der Vaiasu-Bay trennt, und ist nur von samoanischen Häuptlingen und deren Familien bewohnt.

Mataafa hatte von unserer bevorstehenden Ankunft bereits durch einen Trabanten seiner Leibwache, welchen er gleichsam auf Vorposten ausgestellt hatte, erfahren.

Jetzt waren wir vor Mataafas Residenz angelangt. Dieselbe besteht aus einem sauberen, nach samoanischem Stile erbauten runden Hause, welches sich von den anderen durch seine Größe und durch einen vor demselben

---

*) Jeder vornehme Samoaner trägt stets einen aus Roßhaar oder Kokosfaser verfertigten Wedel (fue), um Fliegen oder Moskitos von seinem Körper zu verjagen.

befindlichen freien Platz mit einer Flaggenstange ausgezeichnet. Um die Sonne abzuhalten, sind die Eingänge zu demselben, wie bei allen samoanischen Häusern, jedoch so niedrig, daß man nur in gebückter Stellung eintreten kann.

Wir saßen ab und wurden von der Wache ins Innere des bienenkorbartigen Hauses, welches nur einen einzigen großen, kreisrunden Raum enthält, geführt. Auf dem mit feinsten Pandanusmatten bedeckten Boden saß Mataafa und begrüßte uns mit freundlichem Händedrucke. Um ihn herum saßen im Kreise ein Dutzend niederer Häuptlinge und von diesen getrennt 6 hohe Häuptlinge, welche zum Rate Faipule gehören, unter den letzteren auch Tamasese der Jüngere.

Die Balken im Innern des Hauses sind unten naturfarben, oben blau und rot gestrichen und bilden einen hübschen Kontrast zu dem Gelb des geflochtenen Daches. Dem Eingange gegenüber hängt ein großes Bild S. M. des deutschen Kaisers. Auch die im Kreise ringsherumumlaufenden Wände sind mit zahlreichen Bildern geschmückt, von denen besonders ein Oeldruck des Kaiserlichen Paares, sowie eine große Photographie des Papstes Leo XIII. in die Augen fallen. An den Wänden herum stehen Koffer und Truhen, häufig zu 2 und 3 auf einander geschichtet, welche Kleider, Matten und Schmucksachen enthalten. Da die Samoaner sich stets mit übergeschlagenen Beinen auf den Boden setzen, so giebt es in der Residenz Mataafas auch keine Stühle und ebenfalls keinen Tisch.

Leider sind meine Kenntnisse in der samoanischen Sprache nur sehr geringe, und so mußte ich mich so

ziemlich auf eine Unterhaltung mittels des Dolmetschers beschränken.

Mataafa lud mich mit einer eleganten Handbewegung ein, auf seiner Sitzmatte Platz zu nehmen, was bei den Samoanern als eine besondere Auszeichnung gilt. Er dankte in einer längeren Rede für meinen Besuch und sagte, daß er sich stets freue, wenn Deutsche kämen, um das schöne Samoa zu sehen.

Ich andererseits dankte für den glänzenden Empfang, sowie besonders auch für die Ehrung, welche er mir durch Berufung des Rates „Faipule" bezeigt habe, und überreichte ihm nach Landessitte einige kleine Geschenke, einen Ring und eine Tuchnadel, welche Mataafa, nachdem er sie an die Stirn gedrückt, seinen Häuptlingen zeigte.

Es ist samoanische Sitte, einen geschenkten Gegenstand an die Stirn zu drücken oder auf den Kopf zu legen, was soviel bedeutet, als: „Das Gefühl der Dankbarkeit für das mir gegebene Geschenk wird stets in meinem Haupte bleiben." Diese Zeremonie bedeutet mehr als eine lange Dankesrede.

Mataafa erzählte mir dann von der großen Freude, welche auf den Inseln geherrscht habe, als die Kunde von der Besitzergreifung Samoas durch Deutschland bekannt geworden sei. Er bedaure nur, daß S. M. der deutsche Kaiser nicht einmal käme, um sein neues Land zu sehen, worauf ich erwiderte, daß Samoa doch recht weit entfernt sei von Deutschland, und daß Seine Majestät mit Geschäften derart überhäuft wäre, daß er auch mit dem besten Willen keine Zeit für einen Besuch Samoas finden könne.

Ein Besuch bei Mataafa.

Unteroffizier Muliaega, Polizeitruppe. Tamasese. Leutnant R. Deeken. Mataafa. Sprecher des Rates Faipule. Dolmetscher Schneider. Leibtrabant Mataafas. Unteroffizier Nito, Polizeitruppe.

Mataafa ließ mich sodann bitten, ins Fono= (Versammlungs=) Haus, welches vom Gouvernement errichtet und Mataafas Haus benachbart ist, herüberzukommen.

Das Fono=Haus ist genau so gebaut wie Mataafas Privat=Haus, nur noch etwas größer, und dient zu Beratungen und Festen. Auch dort ist der dem Haupteingang gegenüberliegende Pfosten mit einem großen Bilde der Kaiserlichen Majestäten geschmückt.

Die ganze Versammlung machte sich nun auf und ging ins Fono=Haus, wo mir beim Eintritt eine Kava=Wurzel*) überreicht wurde. Diese Kava=Wurzel wird mit dem Namen „uso" (Bruder) bezeichnet; die Überreichung einer solchen Wurzel und die darauf folgende Bereitung eines Getränkes aus derselben bedeutet so viel als: „Wir wollen Dich als Bruder in unserer Mitte aufnehmen."

Und schon bereitete man die Kava=Wurzel, welche, entgegen der alt=samoanischen Sitte, nicht von jungen Mädchen gekaut, sondern mit Steinen zerklopft und zerkleinert wurde, um dann in die Kava=Bowle geworfen und mit Wasser vermengt zu werden. Dieses Gemisch wird dann noch mit Bastfaser gehörig durchgesiebt, um alle rückständigen Holzteilchen zu beseitigen.

Durch dreimaliges Händeklatschen wurde die Beendigung der Kava=Bereitung kund gegeben, und mir, als dem Gaste, die erste Schale**) gereicht. Das Überreichen

---

*) Anmerkung Seite 33.

**) Als Trinkgefäß (ipu) benutzen die Samoaner die Schale einer in der Mitte durchschnittenen Kokosnuß, welche schön poliert und häufig noch mit Schnitzereien versehen werden.

der Schale geschah mit großer Feierlichkeit. Ein Diener kam auf mich zu, verneigte sich und reichte mir die Schale, dieselbe langsam vom Boden nach oben hebend.

Meine wenigen Kenntnisse der samoanischen Sprache sammelnd, hielt ich eine kleine Ansprache an die Versammlung und leerte meine Schale mit „Manuia Samoa"*) auf das Wohl der schönen Inseln.

Dann tranken Mataafa und der Rat Faipule.

Abermaliges Händeklatschen, als Zeichen, daß die hohen Häuptlinge ihren Trunk beendet.

Sodann tranken der Reihe nach die niederen Häuptlinge und mein Gefolge.

Nach Beendigung des Trunkes wurden sechs im ganzen gebackene Ferkel hereingebracht, von denen Mataafa und ich jeder eines erhielten, während die andern im Hause tranchiert und verzehrt wurden. Ich kam mir in diesem Augenblicke sehr groß vor, denn bis zum Besitzer eines ganzen Schweines hatte ich es bisher noch nicht gebracht.

Nunmehr hub der Sprecher der Faipule an, eine ebenso lange, als wohlgesetzte Rede zu halten, in der er für den Mataafa erstatteten Besuch auch im Namen des hohen Rates Faipule dankte, denn eine Ehrung Mataafas sei gleichbedeutend mit einer Ehrung des hohen Rates.

Man sieht also, daß nicht nur die deutschen Parlamentarier, sondern auch die samoanischen Ratsherren für die Wahrung ihrer konstitutionellen Rechte ängstlich besorgt sind.

---

*) Heil Samoa! (samoanischer Trinkspruch).

Nach mehrſtündigem Aufenthalte verabſchiedeten wir uns, ſelbſtverſtändlich unter Mitnahme meines Schweines, welches in Bananenblätter fein ſäuberlich eingewickelt, von zweien meiner Leute auf die Schulter genommen wurde.

Für den folgenden Tag hatte Mataaſa ſeinen Gegenbeſuch angemeldet.

Bereits um 12 Uhr erſchienen zwei ſeiner Trabanten, um den auf 2 Uhr feſtgeſetzten Beſuch des Alii Sili anzukündigen. Villa Vailima hatte aus Anlaß dieſes hohen Beſuches Flaggenſchmuck angelegt, und die eigens für größere Verſammlungen eingerichtete, nach allen vier Seiten offene Geſellſchaftshalle war mit Blumen geſchmückt. Nach und nach kam auch das Gefolge Mataaſas, beſtehend aus den Mitgliedern des hohen Rates „Faipule“ und zwei Dutzend niederen Häuptlingen. Da es ziemlich ſtark regnete, ſo kamen die meiſten mit bunten Lavalavas (Lendentuch) bekleidet, und zogen ſich erſt am Eingange des Parkes ihre weißen Anzüge an, ſodaß ſie nachher „wie aus der Schale gepellt“ erſchienen. Punkt 2 Uhr kam Mataaſa in der ſamoaniſchen Staatskaroſſe, gezogen von einem mageren, wenig königlichen Pferde.

Wir ſetzten uns nun in die Verſammlungshalle, wohl gruppiert nach Rang und Würde. Mein ſamoaniſcher Diener Fovale, ein gewandter und fixer Junge, welcher ſchon verſchiedene Jahre beim früheren Konſul Roſe gedient hatte, reichte Erfriſchungen herum, indem er nach europäiſcher Weiſe an die Gäſte herantrat. Der arme Kerl war aber nicht zu bewegen, an Mataaſa heranzugehen; er zitterte am ganzen Leibe und kam dann

zu mir mit der Bitte, Mataafa das Glas zu geben. Die Sache hatte folgenden Zusammenhang. Fovale ist ein Junge aus dem niederen Volke, und die sehr strenge samoanische Etikette gestattet einem Manne aus dem niederen Volke nicht, in aufrechter Haltung an einen Häuptling heranzutreten. Will ein Gemeiner einem Häuptlinge etwas übergeben, so hat er in gebückter, halb knieender Stellung an ihn heranzukriechen. Bei allen anderen Häuptlingen setzte sich Fovale über diese Vorschrift hinweg, da er ja in einem europäischen Hause war. Mataafa gegenüber hatte er jedoch nicht den Mut dazu. Der arme Kerl war so in Angst, daß er sich nachher irgendwo im Hause versteckte, sodaß ich selbst mit Zigarren &c. herumzulaufen hatte. — Den Dolmetscher machte heute Mataafas geistlicher Freund und Berater, Pater Benno von der französischen Mission, ein aufrichtiger und daneben, obgleich Franzose, sehr deutsch gesinnter Mann, wie denn überhaupt diese Missionare namentlich bei den Deutschen der Kolonie sich des denkbar besten Rufes erfreuen, im Gegensatz zu vielen der andern.

Mit dem Austausche von Höflichkeiten, in denen der Samoaner sehr groß ist, verging die erste halbe Stunde. Nach und nach kam jedoch mehr Leben in die Gesellschaft. Es wurden die Geschichten des letzten Krieges aufgerührt. Darin waren jedoch alle einig, daß der Uebergang Samoas in deutschen Besitz für dieses ein großes Glück sei. Se. Majestät der deutsche Kaiser genießt zweifellos die aufrichtigste Liebe dieser seiner neuesten Unterthanen. Mataafa hatte selbstverständlich zur Feier des Tages den ihm vom Kaiser geschenkten

Fliegenwedel mitgebracht und brauchte ihn mit ebenso viel Würde wie Eleganz. Immer und immer mußte ich von Sr. Majestät erzählen, wie es ihm ginge, was er von Samoa dächte, ob er die Samoaner lieb habe, ob es wahr sei, daß er jetzt ein so großes Heer nach China gesandt habe ꝛc. — Es war in der That ein seltsamer Anblick, diese durchweg klassischen, vornehmen Gestalten die Gläser erheben zu sehen und in das von Mataafa ausgebrachte Hoch einstimmen zu hören. Die Hochrufe wollten schier kein Ende nehmen. „Manuia 'o le tamā 'o le Kaiser!“ (Hoch lebe unser Vater der Kaiser!) „Manuia Siamania!“ (Deutschland!) — Als sich der Enthusiasmus einigermaßen gelegt hatte, setzte sich zu meiner wenig großen Freude der Sprecher des hohen Rates Faipule in Positur, um eine dem Tage entsprechende Rede zu halten, von der ich nur hoffte, daß sie nicht die Länge der gelegentlich meines Besuches bei Mataafa gehaltenen Rede erreichen würde. Nun, ganz so lang war sie wohl nicht, aber eine viertel Stunde hat er doch mindestens gesprochen, um unter Zuhülfenahme von Bildern und Gleichnissen nochmals zu beweisen, daß eine Ehrung der Person Mataafas zugleich auch eine Ehrung des hohen Rates „Faipule“ sei, und daß der hohe Rat als Vertreter des samoanischen Volkes deshalb für die gastliche Aufnahme in Vailima danke.

Mataafa war aber ganz gewiß nicht mit leeren Händen gekommen, umsoweniger, als ich ihm bei meinem Besuche ebenfalls einige kleine Geschenke mitgebracht hatte. Er winkte einen seiner Diener heran und dieser holte aus der Staatskarosse einen Ballen Tapa (ein aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes hergestellter

Stoff), aus welchem Kleidungsstücke und Decken verfertigt werden, und einen mit Silber ausgelegten Schildpattring, welchen er mir an den Finger steckte, indem er dabei in sehr sinniger Weise bemerkte, daß er hoffe, dieser Ring möge ein neues Bindeglied sein zwischen Deutschland und Samoa.

Wir gingen dann in die Musikhalle, wo ich Mataafa einen Phonographen vorführen ließ, was die ganze Gesellschaft köstlich amüsierte. Der Phonograph gab nicht nur deutsche National- und Volkslieder, sondern auch samoanische Weisen aus der allerletzten Zeit wieder, von denen ich eines, „die samoanischen Schnadahüpfl", hier wiedergeben möchte.

Im schönen Samoa geht's fein umanand,
Denn fürs Raufen und Saufen ist's a herrliches Land;
Und weil wir Deutschen das lieben, so möchten wir gern,
Daß ganz Samoa zu Deutschland soll g'hörn.

Doch zum Kegeln und Knobeln, da g'hört gar viel Glück,
Und so g'hört auch welches zur Politik.
Der Yankee und England, die woll'n den „Tann",
Und der Michel, der Deutsche, der schaut ruhig zu.

Der Sturdee*) und alle die englischen Herrn
Die bombardieren für's Leben so gern.
Mataafa, der schmunzelt und sagt: „Laßt se gehn!
Wenn die glauben, daß s' mich wegjag'n! Ja, Schnecken mit Kren!**)

*) Sturdee, Kommandant des englischen Kreuzers „Porpoise", welcher 1899 gegen das Völkerrecht Apia bombardierte.

**) Kren = Rettich, heißt so viel wie auf berlinisch „Ja, Kuchen!"

So wie die Amerikaner,
So guat ſchießt ſchon kaaner.
Gleich beim erſten Schuß
Haben's gehabt an Verdruß.*)

Die ſchießen wie die Wilden
Ins Blaue hinein,
Und feuern unſerm Konſul
In die Bierkiſten rein.

Der Deutſche iſt gemütlich;
Doch geht's ihm ans Bier,
Da wird er gar wild,
Wie a Buffaloſtier.

Da wird er gar ſuchtig,
Das geht ihm in den Grint;**)
Denn's Bier zu verwüſten,
Iſt bei uns a ſakriſche Sünd.

Doch wir guten Deutſchen
Wollen halten zu anand,
Drum nehmt's Euch jetzt alle
Die Gläſer zur Hand.

Ruft's: Maloſi***) Mataaſa!
Und ein Hoch dem Deutſchen Reich!
Denn im Raufen und Saufen
Kommts kaaner uns gleich.

---

*) Indem ſie eine Anzahl ihrer eigenen Landungsmannſchaften töteten und demnächſt im deutſchen Konſulat den Keller zerſchoſſen.

**) Grint = Gehirn.

***) Maloſi = Proſit.

Es war das erste Mal seit dem letzten Kriege, daß Mataafa wieder auf Vailima war. Er war natürlich sehr überrascht, an Stelle des früheren Hauses ein neues schloßartiges Gebäude zu finden, und ich willfahrte gern seiner Bitte, ihn durch die Räume des Hauses zu führen.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich noch eine niedliche Episode, welche für die Ansichten der Samoaner charakteristisch ist.

Einer der Mataafa begleitenden Häuptlinge bemerkte in einem Zimmer eine Wandkarte, die fünf Erdteile darstellend und bat mich, ihm doch Samoa zu zeigen. Da er scheinbar nicht sah, sagte ich, daß jener kleine Punkt auf der Karte Samoa sei, worauf er mich mit einem überaus stolzen Blick von oben bis unten ansah und entgegnete:

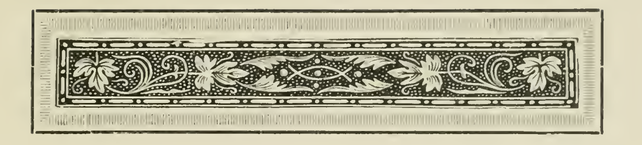
„E laitiiti Samoa a e malosi pea, na ta'u ma tumalo tetele e tolu!" („Samoa ist zwar klein, aber stark, es hat drei Großmächte besiegt!")*)

Die beginnende Dämmerung mahnte unsere samoanischen Gäste zum Aufbruch und so nahmen wir denn Abschied, nachdem ich Mataafa versprochen hatte, bei nächster Gelegenheit nach Mulinuu zu kommen und ihm einige Abdrücke von Photographien, welche ich letzthin gemacht hatte, zu bringen.

*) Die Samoaner hatten in ihren verschiedenen Kriegen sowohl deutsche als auch englische und amerikanische Landungsabteilungen mit Erfolg überfallen.

Zum Jahrestage des 16. März.





VII.

Zum Jahrestage des 16. März.

Apia, den 16. März 1901.

Trauriggrau färbt sich der Himmel. Die strahlend emporgestiegene Sonne verhüllt sich hinter dichten Wolkenbergen.

Nun beginnen auch langsam die Tropfen zu fallen. Es ist, als wenn auch der Himmel trauerte um die in Ehre und Pflicht gefallene deutsche Jugend.

Zwölf Jahre sind es, daß ein erbarmungsloser Orkan so viele hoffnungsfreudige Leben vernichtete.

Es war im Frühjahr 1889.

Der kleine, halbmondförmige Hafen von Apia war über und über gefüllt mit Schiffen. 7 Kriegsschiffe: „Olga", „Adler", „Eber" der deutschen Marine, die amerikanischen Schiffe „Trenton", „Vandalia", „Nipsic" und die englische „Calliope", sowie verschiedene Handelsfahrzeuge lagen dicht nebeneinander vor Anker, als plötzlich in der Nacht vom 15. bis 16. März das Barometer plötzlich auf 29,06 fiel, das sichere Anzeichen eines nahenden Orkanes, welcher Samoa in 6- bis 7jährigen

Zwischenräumen zur Zeit der Frühjahrs-Aequinoktien heimsucht. Wehe dem Schiffe, welches bei einem derartigen Sturme im Hafen von Apia liegt! Der sonst schützende Port wird ihm mit Sicherheit das Grab.

Riesengroße Wellen fluteten durch die schmale Einfahrt des Korallenriffes.

Mit allen Kräften wurde auf den Schiffen gearbeitet, die Anker zu lichten und den Ausgang zu gewinnen.

Doch zu spät, die durch die Einfahrt dringende See war zu stark, als daß die schwachen Maschinen gegen dieselbe anarbeiten konnten. Zoll für Zoll fielen die Schiffe zurück, wie Nußschalen eines gegen das andere geworfen, und sich immer mehr den verderbenbringenden Riffen nähernd.

Nur der englischen Calliope gelang es, dank ihrer kräftigen Maschine, die Einfahrt zu passieren und die offene See zu gewinnen. Alle anderen Schiffe sanken oder strandeten.

96 deutsche und 50 amerikanische Seeleute verloren ihr Leben in den Wellen.

Aber die Beute des Todes wäre noch weit größer gewesen, hätten nicht die Samoaner und namentlich Mataafas Leute, welche damals den Distrikt Apia hielten und wirklich allen Grund hatten, die fremden Eindringlinge zu hassen, die Waffen beiseite gelegt und ein todesmutiges Rettungswerk begonnen. Diese einfachen Naturmenschen gaben den streitenden, landgierigen Weißen ein beschämendes Beispiel ihres Edelmutes: sie fragten nicht nach Freund und Feind; hier handelte es sich Menschenleben, welche in Todesgefahr schwebten, zu retten.

Mutig warfen sie sich in die tobende See und versuchten, zu den gestrandeten Schiffen zu schwimmen, um vermittelst von Tauen eine Verbindung zwischen denselben und dem Strande herzustellen. Erst nach manchen vergeblichen Versuchen gelang den heldenmütigen „Wilden“ ihr aufopferndes Rettungswerk.

Aber manch' einer dieser „Wilden“ mit dem edlen, mutigen Herz verlor sein Leben in den schäumenden Wellen oder lag mit zerschmetterten Gliedern am Strande, im brechenden Auge noch ein Aufleuchten, das Gelingen des Rettungswerkes begrüßend. — —

Da ist wohl kein Haus in Apia, keine Eingeborenenhütte am Strande, in dem heute nicht jenes Unglückstages gedacht würde. — — —

Frische Kränze schmücken das Grab der so früh in die Ewigkeit hinübergegangenen Jünglinge. — —

Teurer Toten Trauertag! — — —

Es rollen die Wogen, es brandet die See,
Hoch spritzt an dem Riffe der Gischt in die Höh',
Die Palmen streicht leise ein wiegender Wind:
Dort ruht, arme Mutter, Dein einziges Kind.
Sturmesnot!
Seemannstod!

Gespenstisch starren auf dem Riffe
Die schwarzen Spanten von einem Schiffe.
Hier ging des Adlers stolzer Bug in Trümmer,
Und mancher junge Seemann blieb für immer.
Sturmesnot!
Seemannstod!

Die Nixen sangen den Grabgesang,
Der Teifun heulte wilden Klang,
Vom Himmel zuckten die Blitze
Wie feuernde Geschütze.
Sturmesnot!
Seemannstod!

Sie erreichten die rettende See nicht mehr,
Sie starben den Tod für Deutschlands Ehr'.
Es zerschellten zwei stolze Kiele,
Und der Opfer so viele, so viele!
Sturmesnot!
Seemannstod!

Bin alt jetzt, weiß die Haare,
Ich weine so viele Jahre.
Es raubte der tückische Wind
Mein teures, mein einziges Kind!
Sturmesnot!
Seemannstod!

Schwer ist die Wunde, die Dir geschlagen:
Doch, liebe Mutter, stille Dein Klagen:
Dein Sohn starb in Pflicht und Ehre den Tod,
Dafür lohnt ihn jetzt der allmächtige Gott,
Und Deutschland,
Kaiser und Reich.

Es steht im Samoa-Lande,
An wogenumspültem Strande,
Ein ernster, schlichter Stein:
Der soll für die Toten ein Denkmal sein,
Für Deutschland,
Kaiser und Reich.

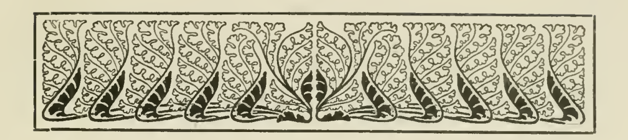
Und auf dem Stein steht geschrieben:
Gott segne Euch, Ihr Lieben,
Die Ihr mit den Wogen gestritten
Und frühen Tod habt erlitten
Für Deutschland,
Kaiser und Reich.

Und noch in späten Jahren
Da sollen's die Enkel erfahren,
Daß Ihr habt hingegeben
Jugend, Liebe und Leben
Für Deutschland,
Kaiser und Reich.

Es rollen die Wogen, es brandet die See,
Hoch spritzt an dem Riffe der Gischt in die Höh',
Die Palmen streicht leise ein wiegender Wind:
Dort, liebe Mutter, ruht glorreich Dein Kind
Für Deutschland,
Kaiser und Reich.

Schulinspektor auf Reisen.





VIII.

Schulinspektor auf Reisen.

Ein Krebsschaden, an dem Samoa krankt und voraussichtlich stets kranken wird, ist das Vorhandensein zu vieler religiöser Bekenntnisse.

Es ist wirklich ein beklagenswertes Unglück, daß durch die früher erfolgte freie Zulassung aller Arten Missionare dieses glückliche und im allgemeinen äußerst harmlose Inselvolk in die häßlichsten religiösen Streitigkeiten hineingezogen worden ist.

Die 32000 Samoaner der deutschen Inseln gehören, sage und schreibe, 5 verschiedenen Religionen an. Da giebt es Lutheraner und Katholiken, Wesleyaner, Anglikaner und schließlich noch Mormonen.

Die Bethätigung des Christentums, soweit sie sich durch Kirchengehen äußert, ist eine so eifrige, daß die Missionare wirklich keinen Grund haben, sich über die religiöse Lauheit der ihnen anvertrauten Herde zu beklagen. Die christlichen Grundsätze, soweit sie dem gutherzigen Samoaner nicht schon von Natur eigen sind, sind aber natürlich noch nicht sehr tief in das Volk ein=

gedrungen. Die Schuld daran aber tragen die Missionare selbst, indem sie sich und ihren Anhang gegenseitig auf das bitterste befehden.

Der Samoaner wählt meistens diejenige Religion, welche ihm am vorteilhaftesten erscheint und wechselt aus diesem Grunde auch sehr häufig. Es ist nichts Seltenes, daß ein Samoaner einige Jahre lang der London Mission angehört, später zum Katholizismus übertritt, um dann überzeugungstreuer Wesleyaner zu werden und schließlich gar als Mormone zu sterben. Dabei sind ihm die Missionare nur zu behülflich, indem sie die größten Anstrengungen machen, Mitglieder einer fremden Religionsgemeinschaft zu der ihrigen hinüberzuziehen.

„Ja", sagte mir einmal ein alter, ganz verständiger Samoaner, „hier sind so viele Missionare und jeder lehrt etwas anderes, was sollen wir armen, ungebildeten Eingeborenen thun, wenn nicht einmal die klugen Missionare, diese gelehrten Männer, sich einig sind über den Weg, welchen man gehen muß, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen."

In einem Dorfe von 10 Häusern kann man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, mindestens 2, häufig auch 3 Kirchen zu finden.

Der religiöse Zwiespalt geht sogar in die Familien über und säet Uneinigkeit, wo sonst Glück und Harmonie sein würden. Wenn abends im Dorf die Gebettrommeln,*)

*) Keine Trommeln in unserm Sinne, sondern große ausgehöhlte Holzklötze, in denen ein schnell hin und her bewegter Holzschlägel ein lautes, trommelähnliches Geräusch hervorruft.

welche die Glocken vertreten, geschlagen werden, dann kann man in manchen Häusern, welche von nur einer Familie bewohnt werden, sehen, daß ein Teil der Familie in die eine, der andere in die entgegengesetzte Ecke des Hauses geht, um zu beten, da die Familienmitglieder nicht einer Religion sind und, entsprechend den Vorschriften der Missionare, sich nicht zum Gebete vereinigen dürfen.

Mit einem Worte, es ist empörend, was religiöser Fanatismus und Habgier, deren die Mehrzahl der Missionare offen bezichtigt wird, auf Samoa zu Wege gebracht haben.

Müssen derartige Zustände nicht das Herz eines jeden Christen auf das tiefste betrüben?!

Es ist wirklich an der Zeit, daß den braven Leuten zu Hause einmal gründlich die Augen geöffnet werden, damit sie sehen, wozu ihre sauer verdienten Spargroschen, welche sie fragwürdigen Missionsgesellschaften geben, verwendet werden. Ganz gewiß giebt es viele Missionshäuser, namentlich deutsche, welche durch selbstlose, unermüdliche Arbeit unendlich viel Gutes geschaffen haben. Ja, ich will sogar nicht einmal bestreiten, daß auch ein großer Teil der auf Samoa befindlichen Missionare sich nur von uneigennützigem Glaubenseifer leiten läßt und in der That auch Großartiges für die Civilisation geleistet hat. Davon zeugen die teils ganz vorzüglichen Schulen und die daraus resultierende relativ recht hohe Bildung des samoanischen Volkes, ein unbestreitbares Verdienst der Missionen.

Aber anderseits kommen auch Sachen vor, die wirklich nicht zu entschuldigen sind.

Ich will gar nicht davon reden, daß die meisten Missionen einen schwunghaften Handel treiben und aus diesem Grunde ein sehr lebhaftes Interesse haben, daß den Eingeborenen möglichst viel Kleidung aufgedrungen wird, um den Forderungen des 6. Gebotes Genüge zu thun, obgleich jedermann, der mit den Verhältnissen in den Tropen auch nur einigermaßen vertraut ist, ganz genau weiß, daß die Eingeborenen durch eine zu reichliche Kleidung nur krank werden, da sie in den Kleidern fortwährend schwitzen und dann aus Bequemlichkeit oder auch aus Mangel die nassen Kleider nicht wechseln. Andauernde Erkältungen, Lungenkrankheiten, Schwindsucht sind die Folge, und schon nach wenigen Generationen ist ein zahlreiches Volk ausgestorben, dahingeschwunden wie ein Schatten. Das wird dann von den Missionaren den Eingeborenen auf das Konto „Sittenlosigkeit" geschrieben.*)

Woraus rekrutiert sich denn das Gros der englischen und amerikanischen Missionare? Meistens aus Leuten, welche, in ihren früheren Berufen gescheitert, beschäftigungslos geworden sind und nun in ihrer Not zum Missionshause laufen, als letztem refugium peccatorum. Dort erhalten sie in ein paar Jahren den erforderlichen geistlichen Firnis, um dann auf irgend eine

---

*) Die katholischen Missionare machen nicht nur in diesem, sondern auch in den meisten andern Punkten eine rühmliche Ausnahme, indem sie den Eingeborenen keine Kleidung aufdrängen und auch sonst ihnen ihre Eigentümlichkeiten lassen, sofern sie nicht mit dem christlichen Sittengesetz in direktem Widerspruche stehen. Das zu verschweigen, würde ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit sein.



Die Knabenschule der französischen Mission in Apia.

Insel, bisher ein glückliches Paradies, losgelassen zu werden, Unheil stiftend, wo sie hinkommen, zu ihrem

recht guten Gehalt noch möglichst viel Mammon zusammenkratzend, um nach Ablauf der 10 Jahre, auf welche der Kontrakt gewöhnlich lautet, sich auf irgend einen schönen Fleck der Erde zurückzuziehen, wo sie von ihren Thaten ausruhen und ein glückliches, sorgenloses Leben führen bis an das Ende ihrer Tage.

Man kann als Missionar die glänzendsten Karrieren machen, man muß es nur verstehen.

Kommt da neulich auf die bisher glückliche und friedliche Insel Nauru*) ein Missionar. Derselbe war ursprünglich Schiffskoch auf einem kleinen Schoner gewesen, wurde dann Missionar, Gehalt 6000 Mark, von dem die Hälfte auszugeben das Talent eines Verschwenders erforderlich ist, Titel „reverend", Beförderung zum „Dr. of divinity" durch Übersetzung des Neuen Testamentes in die Eingeborenensprache, deren Richtigkeit natürlich nicht geprüft werden kann, gesichert; späteres Avancement zum „very reverend" nur eine Frage der Zeit. Nun, ich denke, eine bessere Karriere kann es kaum geben, vom Küchenlehrling hinauf zum hochzuverehrenden „very reverend".

Daß durch das Erscheinen dieses Mannes dieses bisher glückliche Land in einen Strudel von Beunruhigung, Hader und Streit gestürzt ist, daß den deutschen Behörden dadurch die größten Schwierigkeiten erwachsen, kann jedes Kind auf den Marshall-Inseln und Karolinen erzählen, danach fragt natürlich eine amerikanische Missionsgesellschaft nicht. Für die ist solch' ein armes

*) Eine unter dem Äquator gelegene, zu den deutschen Marshalls gehörige, gehobene Koralleninsel.

Land nichts als eine Milchkuh, und „business ist halt business“.

Was ich hier sage, habe ich in der ganzen Südsee bestätigt gefunden, von Hawaii bis Neu-Seeland, von den Karolinen bis Samoa.

Schweigen wir hiervon und greifen nur zu der Märznummer der von der London Mission Society selbst herausgegebenen „O le Sulu Samoa“ (Samoanische Leuchte).

Danach sind im Jahre 1900 von den zur Mission gehörigen Kirchengemeinschaften Samoas nicht weniger als 24179 Dollar = ca. 100000 Mark als „me“ (eine Art Zehnter) aufgebracht und an die Mission abgeführt worden. Dies wird unter besonderer Aufführung der Gaben der einzelnen Kirchengemeinschaften den Eingeborenen bekannt gegeben, um ihren Ehrgeiz anzustacheln, damit die einzelnen Gemeinden sich zu überbieten suchen und so der Goldregen im nächsten Jahre noch ergiebiger sei.

Ist diese systematische Ausbeutung der Eingeborenen nicht ein unerhörter Skandal?!

Nun noch eins.

Die englischen und amerikanischen Missionen halten auf eine strikte Beobachtung der Sonntagsheiligung, was, wenn dies in richtiger Weise geschieht, nur anzuerkennen ist. So will ich denn auch nichts sagen, wenn Missionen den Frauen gebieten, Sonntags mit einem Hute bekleidet in die Kirche zu gehen, um einer Stelle des Evangeliums Genüge zu thun, welche verlangt, daß die Frau, wenn sie zur Gebetsversammlung gehe, bedeckt sei; ich will nichts sagen, wenn Missionen den

Kindern verbieten, Sonntags außerhalb des Hauses zu spielen, sondern sie in den dumpfen Hütten gebannt halten. Das aber möchte ich doch gern zur Kenntnis meiner Leser bringen, daß die englischen Missionen den zu ihrer Kirche gehörigen Häuptlingen durch schriftliche Aufforderung verboten haben, an der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, welche vom Gouvernement veranstaltet wurde, teil zu nehmen, da der Geburtstag auf einen Sonntag fiel, und eine Teilnahme an der Feier Sonntags-Entheiligung sei.

Das sind politische Chikanen, über die mit Stillschweigen hinwegzugehen, ein Verbrechen gegen unser eigen Fleisch und Blut wäre.

Das sind Intriguen, die unter dem Deckmantel der Religion gegen die Person unseres Kaisers und damit gegen das gesamte deutsche Volk gerichtet sind.

Ich überlasse es meinen Lesern, sich nunmehr selbst ein Urteil zu bilden.

Politische Klugheit verbietet leider, diese Missionare geradeswegs der Kolonie zu verweisen, aber andererseits ist es doch recht wünschenswert, daß solche Vorgänge auch in Deutschland hinlänglich bekannt werden, damit es endlich aufhört, daß Deutsche, in dem Glauben, ein gutes Werk zu thun, Gesellschaften unterstützen, welche die deutschen Interessen öffentlich und im Geheimen mit Füßen treten.

Was wir als Deutsche indes unter allen Umständen, ohne den Vorwurf des Chauvinismus auf uns zu ziehen, verlangen müssen, ist, daß die auf Samoa befindlichen Missionsgesellschaften nur deutsche oder doch zum allerwenigsten deutschsprechende Missionare und

Lehrer anstellen, und nur in Deutschland oder Samoa hergestellte Lehrmittel, welche vor ihrer Veröffentlichung von der Regierung zu prüfen sind, gebrauchen. Die französische Mission ist diesen doch wirklich nicht zu weit gehenden Forderungen, wenigstens soweit es die Personalfrage anbetrifft, schon zum Teil nachgekommen. Warum aber thun dies nicht auch die amerikanische und englische Mission? Diesen Gesellschaften, welche alljährlich über Millionen und aber Millionen verfügen, dürfte eine Personalveränderung doch nicht schwer fallen, vorausgesetzt, daß sie die Absicht haben, Civilisation und Deutschtum auf den Inseln wirklich zu fördern.

Ich habe hier vielleicht scheinbar zu eingehend das Missionswesen erörtert in einem Kapitel, welches eigentlich der Schule zugedacht war. Da jedoch Mission und Schule in Samoa gänzlich mit einander verschmolzen sind, so lassen sich diese beiden Materien auch in der Behandlung nicht trennen.

Dieser Umstand, nämlich die überaus enge Verbindung der Schule mit der Mission, rechtfertigt um so mehr eine strenge Überwachung aller nicht-deutschen Missionen, da die letzteren, vor allem auch hier wieder in erster Linie die amerikanische und englische, gerade die Schulen dazu benutzen, um bewußt oder unbewußt undeutschen Geist in die Herzen der jungen Samoaner zu säen.

Welche Früchte diese Saat oft trägt, beweist ein Beispiel.

Auf einem meiner Ritte traf ich auf dem Wege einen jungen Samoaner, welcher gerade aus einer

amerikanischen Missionsschule kam, und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Er sprach ein ganz leidliches Eingeborenen-Englisch und antwortete auf eine meiner Fragen, ob er sich freue, jetzt deutsch zu sein:

„Me no belong Siamania, me belong Amelika!“ (Ich gehöre nicht zu Deutschland, ich gehöre zu Amerika!)

„Nanu“, sage ich, „das ist ja das Allerneueste! Du bist ein Amerikaner?! Wie kommt denn das? Du kommst wohl von Tutuila?“

„No Sir, me belong Upolu, but me belong Amelika mission, and missionale says, all the same, belong mission, belong Amelika, all the same. — Amelika very big fellow, all belong him.“ (Nein Herr, ich gehöre zu Upolu, aber ich gehöre zur amerikanischen Mission, und der Missionar hat gesagt, das macht nichts aus, alle Leute, die zur amerikanischen Mission gehören, gehören zu Amerika, das ist dasselbe. — Amerika ist sehr groß, alles gehört ihm.)

Daß bei solchen Erziehungsresultaten das Deutschtum besonders der heranwachsenden Generation nicht gerade gefördert wird, liegt auf der Hand. Es ist auch, selbst den besten Willen vorausgesetzt, für einen Lehrer fremder Nation ein Ding der Unmöglichkeit, die ihm anvertrauten Kinder wirklich in deutschem Sinne zu erziehen.

Die Lehrmittel sind natürlich auch nicht dazu angethan, das Ansehen Deutschlands bei den Eingeborenen zu fördern, da sie alle nicht in Deutschland angefertigt sind, was ja auch nicht zu erwarten ist. Auf den Landkarten sieht man nichts anderes, als ein riesengroßes England oder ein stark geschwollenes Amerika, wo jedes

Kind die bedeutendsten Städte und Flüsse zeigen kann; die Existenz Deutschlands ist jedoch kaum ersichtlich. In den Lesebüchern ist es ebenso. Alle möglichen schönen Episoden aus Englands ruhmreichen Kriegen, aus dem Leben Washingtons, aus dem glorreichen spanisch-amerikanischen Feldzuge werden lang und breit behandelt, aber von Deutschland — nicht ein Atom.

Unter diesen Umständen ist es zu begrüßen, wenn das Gouvernement in letzter Zeit mit allem Nachdruck auf eine mehr nationale Gestaltung des Unterrichts drängt. Daß hierbei große, sehr große Schwierigkeiten zu überwinden sind, ist leider nur zu wahr, indes ein systematisches, energisches Vorgehen wird sicher nicht ohne Erfolg sein.

Unter den Schulen verdient in allererster Linie die von Lehrer Damm und Pastor Holzhausen geleitete „deutsche Schule" in Apia hervorgehoben zu werden. Über dieselbe ist bereits so viel veröffentlicht worden, daß ich dem wirklich nichts mehr hinzufügen könnte außer dem Wunsche, daß noch mehr derartige deutsche Schulen auch für Samoaner errichtet werden möchten. Doch darüber wird wegen Geldmangels leider noch wohl einige Zeit vergehen.

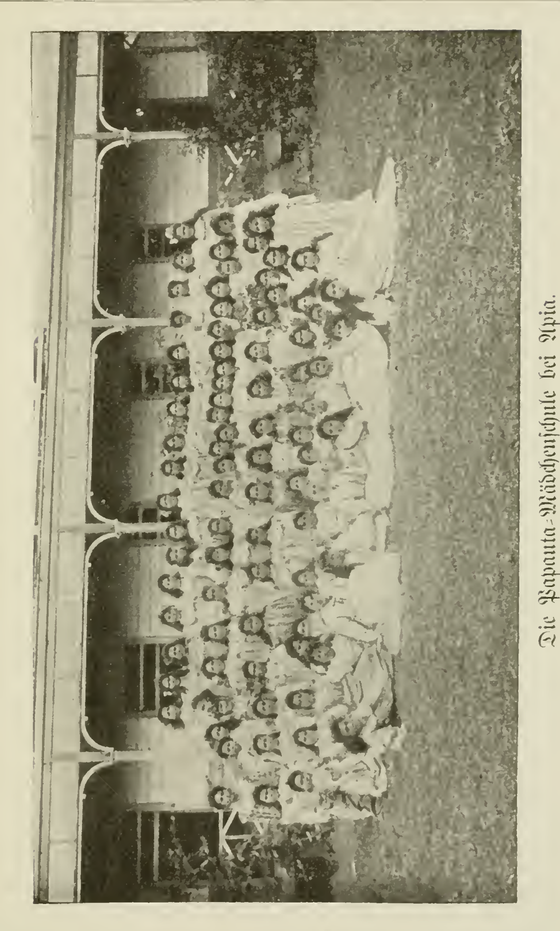
Die deutsche Schule ist eine Privat-Schule; alle andern dagegen gehören den Missionen.

Ich habe während meines Aufenthaltes verschiedene derselben besucht. In der Annahme, daß es vielleicht meine schönen Leserinnen insbesondere interessiert, will ich hier eine kleine Schilderung meines Besuches in der Papauta-Mädchen-Schule folgen lassen.

Diese Schule, verbunden mit einem Pensionate, gehört der London Mission Society und liegt etwa dreiviertel Stunde von Apia entfernt auf dem langsam ansteigenden Hange des Vaea-Berges. Die Vorsteherin ist eine deutsche Dame, welche, schon seit langen Jahren in Samoa, sich in der anerkennenswertesten Weise bemüht, ihren Schülerinnen deutschen Geist einzuimpfen, soweit dies in einer englischen Schule, wo außer samoanisch nur englisch gesprochen wird, überhaupt möglich ist. Zu ihrer Unterstützung hat sie eine Engländerin, persönlich eine außerordentlich angenehme Erscheinung, welche aber selbstverständlich kein Wort deutsch spricht, außerdem noch verschiedene samoanische Lehrerinnen.

Das Pensionat liegt abseits der Straße in einem hübsch angelegten Palmenhain, welcher von einem sprudelnden Bache durchrieselt wird, in dem die braunen Pensionärinnen morgens und abends ihre glänzenden Broncekörperchen baden. An den Palmenhain schließt sich ein Bananen- und Brotfruchtwald, welcher die zur Ernährung der Schülerinnen erforderlichen Früchte liefert. Diese werden in dem bei der Schule gelegenen Kochhause von den Mädchen selbst zubereitet, welche in ihrer ganzen Lebensweise außerordentlich anspruchslos sind. Die Schlafräume befinden sich oben im Schulgebäude, wo nachts fa'a Samoa die Matten ausgerollt werden, auf denen dann die kleinen Schwarzköpfchen von des Tages Mühe und Last ausruhen, um am nächsten Morgen frisch gestärkt die schwierige Arbeit des Lesens, Schreibens und Rechnens wieder aufzunehmen.

Alles ist außerordentlich praktisch und sauber ein-



Die Papauta-Mädchenschule bei Apia.

gerichtet. Man merkt auch im kleinsten das stets wachsame deutsche Frauenauge. Ja, wenn es doch nur mehr

solcher aufopferungsfreudiger deutscher Lehrerinnen auf Samoa gäbe!

Im Pensionat befinden sich etwa 90 kleine Samoanerinnen aller Altersklassen. Es ist natürlich keine Kleinigkeit, eine solche Schar oft recht ausgelassener Rangen in strammer Disziplin zu halten. Die Hausregeln sind natürlich sehr strenge, und vor allem sind alle Arten Liebeständeleien, ebenso wie in den deutschen Mädchenpensionaten, auf das allerstrengste verpönt, was den temperamentvollen, liebesdurstigen Herzchen der kleinen Samoanerinnen natürlich sehr peinlich ist. Und so kommt es denn, daß, wiederum genau so wie in unseren Mädchenpensionaten, Gott Amor trotz aller Schranken, Drohungen und Verbote doch von Zeit zu Zeit in ein einsames Mädchenherz Einkehr hält. Aber die Sonne und die gegenseitige Kontrolle, böse Leute würden dieselbe vielleicht weibliche Eifersucht nennen, bringen doch nur zu oft selbst das verschmitzteste Rendezvous an den Tag.

Noch kürzlich hatte man einen jungen samoanischen Don Juan in flagranti ertappt, als er gerade einer hübschen Pensionärin eine nicht mißzuverstehende Liebeserklärung machte.

„Sie“ mußte natürlich sofort am nächsten Morgen ihr Bündel schnüren, um in ihrer heimatlichen Hütte ihren Liebeskummer auszuweinen, wo die zürnenden Eltern sie vielleicht nicht gerade allzu freundlich empfangen haben werden, während „Er“ wegen Hausfriedensbruches sogar mit einer kleinen Freiheitsstrafe belegt wurde, um Wiederholungen auf diesem Gebiete vorzubeugen, welche das Ansehen des Pensionates

natürlich nicht wenig schädigen, selbst in den Augen der Eingeborenen.

Ich wurde von den Damen auf das Freundlichste empfangen. Ich bin überzeugt, sie vermuteten in mir einen geheimen Schulinspektor, welcher sie Knall und Fall überrumpelt hatte. Überhaupt hält man mich in Samoa für alles mögliche andere, nur nicht für das, was ich wirklich bin, nämlich für einen harmlosen Reisenden, welcher aus lauterem Interesse zur Sache eine kleine Rundreise durch die deutschen Südseebesitzungen macht. Erkundige ich mich z. B. nach Gesetzen, Steuer-erlassen und ähnlichen Produkten dieser Branche, so hält man mich mindestens für einen angehenden oder gar wirklichen Geheimrat aus der Kolonial-Abteilung; frage ich nach den Aussichten, welche neue kaufmännische Unternehmungen auf den Inseln haben würden, so heißt's: „aha, das ist ein Manager der neuen Konkurrenz-firma“ und jedermann schüttelt mir gerührt die Hand; überrascht mich zufällig jemand beim Vornehmen einer Bodenanalyse und frage ich dann noch zum Überfluß nach den Landpreisen, so bin ich natürlich ein Land-spekulant, und jeder, der irgendwo eine verlorene Ecke Landes hat, kommt, um es mir zu den schönsten Preisen anzubieten; gehe ich schließlich auf eine Kakaoplantage, erkundige mich nach der Behandlung der Bäume, nach den Erträgen 2c., so vermutet man in mir einen an-gehenden Kakaopflanzer und thut alles Mögliche, um mir aus dem Schatze reicher, teils sehr kostbarer Er-fahrungen mitzuteilen, um mich vor ähnlichen Erfahrungen zu bewahren. Von allen diesen mir untergeschobenen Berufen möchte ich dem letzteren aber ganz entschieden

den Vorzug geben, da er ebenso angenehm als einträglich ist, und ich anderseits glaube, als Kakaobauer bei unserer Damenwelt, mit der man ja doch als mit einem unvermeidlichen Faktor im Leben zu rechnen hat, Prima-Chancen zu haben.

Kann es denn wirklich etwas Netteres geben, als die kleine, reizende Frau eines Mannes zu sein, bei dem die angehenden Pralinees und die so lecker schmeckenden Katzenzungen nur so auf den Bäumen wachsen, in einem von Palmen umrauschten, blumenerstickten Knusper-Knusper-Häuschen zu wohnen — und die herzerfrischende, duftige Luft des paradiesischen Samoa zu atmen? — Nun bin ich schon wieder vom Hundertsten aufs Tausendste gekommen, habe mit bitterbösen, habsüchtigen Missionaren angefangen und mit blondlockigen, deutschen Elfchen im Schlaraffenland geendigt!

Doch zurück zum Thema! Ich hatte den Umständen entsprechend eine ernst-feierliche Miene aufgesetzt, und die kleinen, samoanischen Mädel sahen mich scheu nur von der Seite an. Infolgedessen klappten die Vorführungen auch nur mäßig. Es war eben alles wie stets an derartigen kritischen Tagen „im Drucke". Mitten im Gesange versagte natürlich auch das Harmonium und war trotz energischen Klopfens, Drehens und Rollens seitens der vereinigten Lehrkräfte nicht wieder zur vollen Aufnahme seiner Thätigkeit zu bewegen, sondern quakte nur einige unartikulierte Töne in den angsterfüllten Schulraum.

Ich kam mir in diesem Augenblick ordentlich groß vor nach so glänzendem Erfolge meiner ersten Schul-



„Leitu", Schülerin der Papauta-Schule.

visitation, und mein Selbstgefühl wuchs mit der zunehmenden Verwirrung.

Dicker, dicker Angstschweiß perlte auf allen Stirnen. Inzwischen quakte das Harmonium wieder einige Akkorde, bis schließlich der ganze Gesang in einem gräßlichen Mißtone endete. Hoffnungsuchend richteten sich neunzig schwarze Augenpaare auf die Führerin. Aber in solchen Momenten behält auch nicht die routinierteste Gesanglehrerin ihre Contenance. Nur ein kleiner Schlingel war da, ein allerliebstes zwölfjähriges Mädel, welches das Komische der Situation aber voll und ganz erfaßt hatte und vor Lachen schier umzukommen schien. Dieses herzhafte Lachen übte unwillkürlich auch auf mich einen derartigen Ansteckungsreiz aus, daß ich gänzlich aus der Rolle eines gestrengen Schulinspektors herausfiel und laut loslachte. Das war natürlich das Signal zu allgemeiner Heiterkeit, und so löste sich denn schließlich die hochpeinliche Situation in allgemeines Wohlgefallen auf. Ich beging dann noch einen faux pas, welchen ein wirklicher Schulinspektor nie gemacht hätte, indem ich nämlich die Schulvorsteherin bat, den kleinen Schalk, welcher die Ursache zu dieser allgemeinen Heiterkeit gewesen war, photographieren zu dürfen. — Leider sind auf der Photographie die schalkhaften Augen der kleinen Leitu durchaus nicht zur Geltung gekommen, da das Photographieren die harmlosen Gemüter der Eingeborenen stets mit einer gewissen Angst erfüllt.

So war denn meine erste Schulinspektion zu Ende. Es würde ungerecht sein, wenn ich nicht auch all' das Gute, welches ich in der Papauta-Schule gesehen habe, erwähnte. Die Ausbildung der jungen Mädchen ist

mehr als zufriedenstellend und ist derjenigen auf unseren Volksschulen ganz gewiß ebenbürtig. Zum Schluß machten die Mädchen noch gymnastische Übungen, welche mit geradezu bewunderswerter Eleganz ausgeführt wurden und in jeder Beziehung mustergültig waren. Diese glänzenden Resultate sind lediglich ein Verdienst der aufopferungsfreudigen Thätigkeit der Schulvorsteherin, und ich hoffe nur das eine, nämlich, daß sie mich wegen der Indiskretion, indem ich die intimissima der Schule hier ausplaudere, bei meiner Rückkehr nach Samoa nicht zur Rechenschaft ziehen wird.

Ein Südseeidyll.





IX.

Ein Südseeidyll.

Die letzten Sonnenstrahlen zittern durch das saftig-grüne Blättergewirr des Bananendickichtes, welches sich an beiden Seiten des Weges entlang zieht.

Der Tag war außergewöhnlich warm gewesen, aber während auf den Bergen die Hitze bereits einer erfrischenden Kühlung gewichen war, lagerten in den Niederungen, festgehalten durch die dichte Vegetation, noch jene kompakten Massen tropischer Treibhausluft, welche zwar durchaus nicht gesundheitsschädlich sind, aber doch in einer normalen deutschen Kehle ein brennendes Durstgefühl erzeugen.

Selbst der „flotte Max“, mein gutes Reittier, ließ den Kopf bedenklich hängen und sah sich verschiedentlich nach seinem Herrn um mit einer Miene, als wenn er sagen wollte: „Na, der Scherz wird hoffentlich bald ein Ende haben!“

Wir waren nämlich schon seit dem Morgen unterwegs, ohne eigentlich so recht etwas geleistet zu haben. Ich hatte mich in verschiedenen Eingeborenen-Dörfern

herumgetrieben, die Kokosnußpflanzung Vaitele besucht und hatte ursprünglich beabsichtigt, noch am Abend in Mulifanua an der Westecke der Insel Upolu einzutreffen. Daran war aber jetzt gar nicht mehr zu denken. Nach Mulifanua waren es mindestens noch 15 Kilometer, und in spätestens einer halben Stunde fiel die Dunkelheit.

Zum Essen hatten wir beide auch nicht eben viel gehabt. In Apia war es zum Mittagessen noch zu früh gewesen, und als wir nach vielem Hin und Her nach Vaitele kamen, war es bereits Nachmittag. Der „flotte Max“ hatte hin und wieder etwas Gras aufgeknabbert, und ich hatte mich mit Kokosnußmilch und Bananen durchgefüttert.

Ich nahm infolgedessen diesen fragenden Blick des „flotten Max“ durchaus nicht übel, sondern war selbst nur allzusehr damit einverstanden, sobald als möglich unter Dach und Fach zu kommen.

Mit der Unterkunft hatte es auch keine weiteren Schwierigkeiten, denn die Gegend zwischen Apia und Mulifanua ist dicht bevölkert, und in jedem samoanischen Hause kann der Fremde darauf rechnen, eine ebenso gute als freundliche Aufnahme zu finden.

Nach der Karte zu urteilen, mußte ich in unmittelbarer Nähe des Dorfes Malie sein.

Malie ist nur ein kleiner Platz, aber von um so größerer historischer Bedeutung. Von Malie stammen die vornehmsten samoanischen Geschlechter. Auch der Name „Malietoa“ wird von Malie abgeleitet und bedeutet „Starker Krieger“. Dieser Name entstand in dem Kriege zwischen Tonga und Samoa und ist kein Titel,

wie irrtümlich in vielen der älteren Werke über Samoa behauptet wird, sondern ist ein Familienname. Der Irrtum ist dadurch zu erklären, daß viele Mitglieder der Malietoa-Familie Könige von Samoa gewesen sind. Titel (samoanisch papā), welche die Ernennung zum König im Gefolge haben, giebt es vier, nämlich: „Tuiaana“ und „Tuiatua“, „Tamasoalii“ und „Gatoaitele.“ Auf wen die samoanischen Stämme diese 4 papā vereinigen, der ist König.

Malie ist so ein kleines samoanisches Wiesbaden; wer der Politik und des öffentlichen Lebens müde ist, verläßt das geräuschvolle, redengeschwängerte Mulinuu und zieht sich mit Vorliebe nach Malie zurück, um dort in friedlichem Fischfange und erträglichem Landbau den Rest seiner Tage zu verbringen.

Da waren auch schon die ersten Häuser, aber beim Heranreiten sah ich, daß keine Menschenseele in denselben anwesend war. Die ganze Gesellschaft war scheinbar noch draußen auf dem Riffe beim Fischen.

Schon will ich, etwas enttäuscht, wieder auf den ermatteten „flotten Max“ klettern, als ich zufällig neben den Häusern eine kleine Süßwasserlagune entdecke.

Da die Ränder solcher Lagunen durchweg sehr reich an interessanten und hübsch gezeichneten Land-Schnecken sind, so mache ich die Halfterleine los und binde den „flotten Max“ an eine Palme, wofür er mich mit einem höchst dankbaren Blick ansah und dann sofort zu grasen anfing. Ich mache mich indessen an eine genauere Inspizierung der Lagune, doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich die Büsche zur Seite biege und in einer

kleinen Einbuchtung der Lagune zwei allerliebste junge Mädchen, von denen eine mit so schönen regelmäßigen Zügen, wie ich sie bisher in Samoa noch nicht gesehen hatte, entdecke.

Die Mädchen hatten mich heranreiten sehen und waren mit größter Neugierde allen meinen Bewegungen gefolgt, hatten aber nicht erwartet, daß ich nun plötzlich durch das ziemlich dichte Gestrüpp kommen und sie überraschen würde.

Da standen nun die beiden in ihrer ganzen natürlichen Schönheit wie Eva vor dem Sündenfalle.

Die ganze Situation hatte, um nun einmal bei den alttestamentlichen Bildern zu bleiben, eine höchst verzweifelte Aehnlichkeit mit derjenigen Susanna's im Bade, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier zwei Susannen waren und auf der anderen Seite nur ein germanischer Zuschauer, welcher sich schmeichelt, mit einem lüsternen Pharisäer auch nicht die allermindeste Ähnlichkeit zu haben.

Schuldbewußtsein, daß ich sie ertappt, wie sie mich aus dem Hinterhalte beobachtet hatten, und natürliche Verlegenheit spiegelten sich auf den großen, treuherzigen Ebenholzaugen wieder.

Dann aber ertönte plötzlich ein zweifaches „Plumps! Plumps!“ so gleichzeitig, wie auf ein verabredetes Zeichen, und unter tauchten die beiden Susannen in dem höchstens 2 Fuß tiefen Wasser.

Eine Ovid'sche Metamorphose konnte nicht schneller vor sich gehen: Wo noch soeben zwei ganze Gestalten in höchster Verlegenheit gestanden hatten, da sah man

jetzt nur zwei heitere, allerliebste Blondköpfe,*) umrahmt von den konzentrischen Kreisen der Wellenlinien.

Auf lachten die beiden, ein glockenreines Lachen, das sich an den Ufern der Lagune vielfältig brach, und ein herzliches „Talofa alii!“**) schallte mir entgegen.

Als höflicher Europäer entschuldigte ich mich natürlich bei den Damen, daß ich sie derart in ihrer privaten Wäsche gestört habe, ich sei ein gänzlich harmloser Süßwassermuschelsucher und habe die Absicht, über Nacht in Malie zu bleiben.

Das freute die beiden natürlich sehr, denn der Besuch eines papalagi (Fremden) ist in einem samoanischen Dorfe stets ein Festtag, besonders für die jungen Mädchen.

Ich zog mich natürlich decent hinter das Gebüsch zurück, um die beiden aus ihrer etwas unbequemen Sitzung zu befreien und um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Kleider anzulegen. Das dauerte denn auch nicht lange, denn die Kleidung bestand nur aus einem Lendenschurze.

---

*) Es ist eine wahrscheinlich aus Tonga entlehnte Sitte der Samoaner, ihr Haar zweimal wöchentlich mit Kalk zu bestreichen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal reinigt der Kalk das Haar von allen öligen Bestandteilen und tötet die Parasiten, sodann beizt er das von Natur schwarze Haar, sodaß es mit der Zeit eine rötlich-gelbe Farbe gewinnt, welche als besonders schön gilt, schließlich macht er das Haar lockig und kraus und bewirkt, daß es nach dem Auswaschen des Kalkes während mehrerer Tage in einer Frisur à la Tituskopf bleibt. (v. Bülow.)

**) Talofa (= Ich liebe Dich) ist der samoanische Gruß, alii = Häuptling, Herr. Jeder Weiße gilt als alii.

Da kamen die beiden schon an und reichten mir zutraulich die Hand.

Die eine war wirklich eine auffallende Schönheit. Tofi war ihr Name und sie war die Tochter des Häuptlings von Malie.

Beide mochten etwa 13—14 Jahre alt sein, aber waren, wie alle samoanischen Mädchen, in diesem Alter bereits vollkommen ausgewachsen. Die Zeit der körperlichen Reife fällt bei den samoanischen Frauen etwa in das 12. Jahr, während ein 20jähriges Mädchen ihre Blütezeit meist schon überschritten hat.

„Schön Tofi" schritt voraus und winkte mir zu folgen, während ihre Gefährtin den „flotten Max" an die Hand nahm.

Dem schmalen Pfade folgend, gelangten wir zur Wohnung des Häuptlings. Es war dies ein großes, schön gebautes Haus, umgeben von Bananen, Palmen, Brotfruchtbäumen und Orangen. Vor dem Hause war ein großer freier Rasenplatz, auf welchem einige wohlgepflegte Steingräber der Vorfahren lagen, beschattet von zierlichen Hibiscussträuchern, deren volle rote Blütenkelche aus dem Grün der Blätter hervorleuchteten wie kleine Flammen.

„Schön Tofi" eilte ins Innere des Hauses und holte schnell eine blendend weiße Besuchsmatte mit roten Wollfransen vom Dachgesims herunter und breitete sie auf dem Boden aus, während ihre Gefährtin Tiga und ich den „flotten Max" absattelten.

Obgleich schönes saftiges Gras vor dem Hause im Ueberfluß vorhanden war, so ging „Schön Tofi" doch fort in den Bananenbusch und brach einige junge

Bananenblätter als Leckerbissen und steckte sie dem „flotten Max“ ins Maul, welcher in seiner Gierigkeit höchst unanständig darnach schnappte, während Tiga ihm das nasse Haar in der Sattellage mit den Fingern glatt strich.

Solches waren natürlich für den „flotten Max“ unvergeßliche, freudenreiche Augenblicke!



„Schön Tosi“ vor ihrem Hause in Malie.

Der alten Reiterregel

„Und wenn Du kommst in Dein Quartier,
„Denk' erst ans treue Reitgetier!“

war voll und ganz Genüge geschehen und mit ruhigem Gewissen durfte ich mich jetzt der Länge nach auf den weichen Matten des Hauses ausstrecken, während „Schön Tosi“ sich mir zu Häupten setzte und meinen Kopf auf ihren Schoß bettete, mir die Schläfen streichend un

das Haar krauend, während Tiga mit einem Bast-Fächer mir angenehme Kühlung zuwedelte und mir erfrischende Kokosnußmilch zu trinken gab.

Nun, ich denke, angenehmer kann einem Fremden der erste Empfang in einem Hause wohl kaum gemacht werden.

Unsere Damen — natürlich nur die älteren — mögen vielleicht manche samoanische Sitten „most shocking“ finden und ihre Respektnasen rümpfen, aber „ländlich, sittlich“, und in Samoa lebt man eben fa'a Samoa d. h. nach samoanischer Sitte. Anderseits erwarte ich auch gar nicht, wenn ich, nach Deutschland zurückgekommen, irgendwo in Berlin W. einen Besuch mache, daß die Tochter des Hauses sich gleich zu mir auf den Smyrna-Teppich setzt, mit sanften Fingern meinen Kopf auf ihren Schoß legt und nun anfängt, meine vom Haarkünstler Habby kunstvoll festgelegte Frisur nach allen Regeln der Kunst zu zerzausen, bis ihre zarten Finger von Pomade und Pariser Haaröl nur so triefen, während die Mama sich zu meiner Rechten setzt, selbstverständlich auch auf den Boden, und mich mit Sekt und Austern füttert. Nun, ich will dies Bild nicht weiter ausmalen, aus Furcht, man möchte mich bei meiner Rückkehr wirklich fa'a Samoa empfangen.

„Schön Tosi“ bestätigte mir meine Mutmaßung, daß die Leute des Dorfes zum Fischen gegangen seien, aber schon konnte man die Boote kommen sehen und den vielstimmigen, außerordentlich klangreichen Bootsgesang hören.

Klar und rein schallten die Klänge der kräftigen Männerchöre über die stille, goldige Wasserfläche und brachen sich an den Berghöhen in mannigfachem Echo. Von dem Heldenruhm ihrer Vorväter, von ihren eigenen Waffenthaten sangen sie, aber auch nicht vergaßen sie der untergehenden Sonne und der Freuden und Leiden eines liebenden Herzens und gedachten gewiß auch des bevorstehenden leckeren Mahles, zu dem sie reiche Ausbeute auf ihren Canoes heimführten.

Viele dieser samoanischen Bootsgesänge stammen aus alter Zeit und haben sich durch mündliche Tradition erhalten. Häufig aber werden sie auch von einem gewandten Vorsänger improvisiert und von dem meist dreistimmigen Chore nachgesungen. Der samoanische Gesang hat ganz charakteristische Eigentümlichkeiten, welche sich mit Worten schwer wiedergeben lassen und vor allem in einem sprungweisen, aber durchaus nicht disharmonischen Übergehen von einem Tone der höheren auf denselben Ton der tieferen Oktave bestehen. Der Schluß eines Liedes ist meistens wie abgeschnitten und der letzte Ton wird regelmäßig durch das charakteristische Senken der Stimme um eine ganze Oktave gebildet. Bei allen diesen Eigentümlichkeiten liegt in den somoanischen Gesängen doch eine unbeschreibliche Harmonie, und die seltsamen, vollen Klänge machen auf das Herz des Hörers einen unvergeßlichen Eindruck.

Nun waren die Fischer am Strande angelangt und die Kiele scharrten über den muschelbesäeten Boden.

Die Kunde von der Ankunft eines „papalagi" wurde schnell bekannt, und Tofis Vater, der Häuptling von Malie, kam herauf und hieß mich in seiner elenden

Hütte, wie er in echt samoanischer Höflichkeit sagte, herzlich willkommen. Gleich darauf erschien auch die „gnädige Frau Häuptling“ und fragte, ob die Mädchen auch ordentlich für mich in ihrer Abwesenheit gesorgt hätten.

Die Frauen und Kinder aber kamen herbei und brachten in Körben, welche aus Palmenblättern lose geflochten werden, eine Unmasse von kleinen Fischen und Muscheln, welche sie während der Ebbe auf dem Riffe gesammelt hatten, während die Männer die Canoes aufs Land zogen, dieselben sorgfältig in den Bootshäusern verstauend, und die nassen Netze zum Trocknen auseinander breiteten.

Aufloderten die Feuer im Kochhaus, und der Abendwind wehte den Duft gerösteten, saftigen Schweinefleisches herüber zum Hause, wo alle mehr oder weniger hungrig warteten.

Aber schon kam „Schön Tofi“ und brachte auf frisch gebrochenen Bananenblättern, welche als Teller dienen, samoanische Leckerbissen: Geröstete Bananen, Brotfrucht, Schweinefleisch, gekochten Taro, Fische, Kokosnußmarmelade und „palusami“, ein Gemisch aus zarten Taroblattspitzen und Kokosnußbrei, ein außerordentlich wohlschmeckendes Gericht. Dazu schwang jeder seinen Humpen Kokosnußmilch. Kann es ein schöneres Souper geben?

Es ist eine alte samoanische Sitte, unter den jungen Mädchen des Dorfes eine, häufig die Tochter des Häuptlings, aber oft auch nur die Tochter eines Gemeinen, wenn sie sich durch besondere Schönheit auszeichnet, zu erwählen, welche bei größeren, allgemeinen Festlichkeiten das Dorf vertritt, dem Könige den Tribut des Dorfes überbrachte und vor allem dazu verpflichtet ist, für das

Wohl des Fremden, welcher das Dorf besucht, zu sorgen, damit er einen guten Eindruck von demselben mit fort=



Taupon-Mädchen im Festschmucke.

trägt. In Kriegszeiten führt sie die Männer des Dorfes auf den Kampfplatz, und sollte eine verlorene Kugel sie

treffen, so wird sie auch vom Gegner tief betrauert, denn kein Samoaner würde trotz seiner Kampfeswildheit im Stande sein, mit Absicht seines Gegners Weib zu verletzen. Ein solches Mädchen wird Taupou genannt, und ihre Amtszeit dauert, wenn sie sich gut führt, bis zu ihrer Verheiratung, welche meistens von dem Sprecher oder den Ältesten des Dorfes zu Stande gebracht wird, und wobei politische Rücksichten in erster Linie mitsprechen, indem sie häufig an einen Mann verheiratet wird, dessen Macht und Einfluß für das Dorf im Falle eines Krieges von Nutzen sind.

Wenn auch die Mädchen aus dem niederen samoanischen Volke vor ihrer Hochzeit ganz über sich verfügen können, so halten doch die Vornehmen mit äußerster Strenge auf Keuschheit und lassen die Mädchen deshalb meist von älteren Frauen bewachen; in früheren Zeiten wurde die Braut vor der Hochzeit sogar genau geprüft, ob sie noch eine Jungfrau sei, und fand sich das nicht, von den Eltern und Brüdern getötet, damit sie nicht von dem Bräutigam nach der Brautnacht mit Schimpf und Schande ins Elternhaus zurückgeschickt wurde, was nicht selten den Anlaß zu Kriegen gab. Wenngleich die Sitten der Samoaner durch die Berührung mit den Weißen erheblich lockerer geworden sind, so hat sich, besonders was die unverheirateten Mädchen anbetrifft, die alte Sittenstrenge doch noch ziemlich erhalten und wird mit besonderer Schärfe auf die Taupou-Mädchen angewendet. Zu diesem Zwecke werden dieselben mit einer Anzahl Gefährtinnen umgeben, welche sie eifersüchtig Tag und Nacht bewachen und auch nur den kleinsten Fehltritt mit Sicherheit zur Anzeige bringen würden, was eine

schimpfliche Absetzung der Taupou zur Folge hätte, in deren Stelle eine der eifersüchtigen Rivalinnen aufzurücken hofft.

„Schön Tofi“ war Taupou des Dorfes Malie, und fünf Gefährtinnen, von denen Tiga eine war, wachten über ihre Tugend. Deshalb auch mußte „Schön Tofi“ mit einer ihrer Gefährtinnen im Dorfe zurückbleiben, denn es konnte sich ja ereignen, wie es auch wirklich der Fall war, daß ein Fremder zum Dorfe kam und Gastfreundschaft benötigte.

Auch die anderen vier Gefährtinnen waren gekommen und halfen „Schön Tofi“ und Tiga beim Bereiten der Speisen. Nachdem aber das Kochen beendet, nahmen sie in dem geräumigen Häuptlingshause Platz und verlangten ihr Recht, indem sie mir beim Essen halfen, schöne Stücke und Leckerbissen mit mir teilend. Es ist nämlich im höchsten Grade unschicklich nach samoanischer Sitte, wollte der Gast all' die schönen Sachen nun allein essen. Findet er ein besonders schmackhaftes Stück Fleisch oder eine schön gebackene Brotfrucht, so hat er seinen Nachbarn davon mitzuteilen.

„Schön Tofi“ aber paßte genau auf, daß ich nicht eine ihrer Gefährtinnen auf Kosten der anderen begünstigte beim Austeilen dieser leckeren Liebesgaben. Merkte sie das, so sah sie mich mit ihren großen Kinderaugen vorwurfsvoll an und setzte sich zu mir, ohne etwas zu sagen, und war nicht eher zufrieden, als bis ich ihr die braunen Backen streichelte und auch ihr einen Leckerbissen in das bereit gehaltene Mäulchen schob, denn auch in Samoa erwartet die Tochter des Hauses, daß man ihr besonders den Hof macht.

Nun war das Essen beendet, jeder gesättigt, und die Hunde fraßen gierig die Knochen und Überbleibsel.

Alles wurde sorgsam weggeräumt und die Matten gesäubert, wo etwa ein Ungeschickter Speisereste hatte fallen lassen.

In die Mitte der Versammlung aber stellte „Schön Tofi“ die „tānoa“, eine aus hartem Holze geschnitzte Bowle, in welcher die Kava bereitet wird, während sie selbst nebst zwei ihrer Gefährtinnen sich daneben setzte, mit ihren blendend weißen Zähnen die Kavawurzel, welche in kleine Stücke zerschnitten wird, zu einem feinen Brei zermalmend.

Dieser Brei wird in den Backentaschen aufbewahrt, während die Zähne immer neue Stücke Kavawurzel zerkleinern, bis der Mund zu voll ist, und der zermalmte Kavabrei mit den Fingern aus dem Munde genommen, in die Bowle gelegt und mit Wasser vermengt wird. Und so fort, bis genügend zerkleinert ist, um den Trunk zu bereiten.

Der Fremde hat zwar anfangs allerhand Einwendungen gegen diese alt-samoanische Art der Kavabereitung zu machen; wenn man aber berücksichtigt, daß zum Kauen der Kava nur junge, hübsche Mädchen verwendet werden mit tadellosen Zähnen, welche sie, sowie auch die ganze Mundhöhle, vor der Arbeit auf das sorgfältigste mit Wasser reinigen, wenn man dann noch die natürliche Grazie und die peinliche Sauberkeit sieht, mit welcher die jungen Mädchen bei ihrer Arbeit verfahren, dann ist diese Art der Kavabereitung wirklich nicht so unappetitlich, wie sie dem Leser auf den ersten Blick erscheinen mag. Gewiß ist auch das seifenwasser-

ähnliche Aussehen des Kavagetränkes nicht gerade vertrauenerweckend für den Fremden, zudem ist der scharfe Geruch auch nicht übermäßig angenehm. Aber schon nach ganz kurzem Aufenthalte in Samoa schwinden alle Einwendungen, und der Fremde lernt bald die Kava schätzen, da sie ein selten erfrischendes und durststillendes Getränk ist. Infolgedessen hat sich die Kava auch bei den weißen Bewohnern Samoas schnell eingebürgert. In manchem Kolonistenhause ist mir Kava als Erfrischung gereicht worden, und schon nach kurzer Zeit habe ich sie gern getrunken, ja, ich habe sogar unter den Weißen leidenschaftliche Kavatrinker gefunden.

Die Kava ist der offizielle Willkommtrunk im samoanischen Hause. Er ist zugleich eine besondere Ehrung des Fremden; ihn auszuschlagen, wäre eine der größten Beleidigungen.

„Klapp! Klapp! Klapp!" Die Kava war fertig, und dreimaliges Händeklatschen kündigte den feierlichsten Moment des Abends an, wo der Fremde in der ihm gereichten Schale Kava die Liebe und Freundschaft seiner Gastgeber, welche die jungen Mädchen sorgfältig in die Kava hineingekaut haben — denn das ist der tiefere Sinn des Kauens der Wurzel — zu sich nimmt.

Leichtfüßig kam „Schön Tofi" auf mich zu und kredenzte mir mit einer unbeschreiblichen Grazie die Schale, mich mit ihren braunen Augen freundlich anlächelnd.

„Ein herzliches Manuia Dir, liebe kleine Tofi! Ein herzliches Manuia Euch, die Ihr mich hier in Eurem Hause so freundlich aufgenommen! Ein herzliches Manuia allen denen, welche unser deutsches

Samoa wirklich lieben und in ihm nicht nur eine bequeme Erwerbsquelle erblicken. Ein herzliches, herzliches Manuia Samoa!"

Ich trank die Schale, und nach mir alle anderen, und dann wurde zum „Siva" *) vorbereitet.

Die Zuschauer rückten zur Seite, um den Platz in der Mitte des Hauses für die Tanzenden frei zu lassen.

Jetzt traten auch die jungen Mädchen wieder ein, nachdem sie vorher nach draußen gegangen, um sich zu schmücken. Statt der Lavalavas hatten sie buntfarbene Tanzröckchen angelegt. Rote Hibiscusblüten im Haar und in den Ohren ließen den bräunlichen Teint ihres Gesichtes heller und glänzender erscheinen. Den Oberkörper bedeckte leicht ein fliegendes Gewinde aus gespleisten Bananenblättern, und den Hals zierte eine „ula" **) aus wohlriechenden Blumen und den duftenden Früchten des „paogo" ***). Zierliche Bänder aus Bananengrün und Blüten hatten sie um die Hand- und Fußfesseln geschlungen.

So kamen sie herein.

Seltsame Erscheinungen. Halb Elfen, halb Bacchantinnen.

„Schön Tofi" aber überstrahlte alle an Schönheit.

Ein wundersames Feuer glänzte in ihren großen, dunklen Augen und ihr klassischer, mit duftendem Öle leicht gesalbter Körper zitterte unbewußt im Vorgefühle

---

*) Siva = samoanischer Tanz.

**) Eine bis tief auf die Brust herabhängende Halskette.

***) Der in der ganzen Südsee verbreitete pandanus odoratissimus.

Bereiten des Kavatrunkes.

der Leidenschaft, welche beim Tanz in ihrer ganzen Größe zum Ausbruch kam.

Wie ein Windhauch die glimmende Asche zu flackernden Flammen entfacht, so durchzuckten die ersten Takte die bis dahin regungslosen Glieder der Tänzerinnen, welche nun in gleichmäßig rythmischen Bewegungen den Takt ihres Tanzliedes begleiteten.

Hell tönte der Mädchen Chor, während der Refrain im Baß von den Männern und älteren Frauen wiederholt wurde.

Wundersame Klänge! Märchenklänge! — — — —

Es pfeift im Palmenhaine
Der Veha*) sein pfiffiges Lied.
Es funkeln im Sonnenscheine
Tautropfen im rauschenden Ried.
Soifua!**) Soifua!
Tautropfen im rauschenden Ried.

Es liebt der Knab' sein Mägdlein,
Bis daß die Sonn' erwacht,
Sie dreht ihr Krötpatt-Ringlein,
Sie küßt ihn und sie lacht.
Soifua! Soifua!
Sie küßt ihn und sie lacht.

---

*) Veha, ein braun und schwarz gefiederter kleiner Waldvogel.

**) Soifua! = schwer zu übersetzender Ausruf der Samoaner, wird gebraucht, wenn jemand geniest hat, oder wenn man ihm zutrinkt, etwa gleich unserm „Pröstchen!“

Es duften der Blumen Triebe
Gar süß und wunderhold,
Doch süßer noch ist die Liebe,
Viel teurer als Geld und Gold.
Soisua! Soisua!
Viel teurer als Geld und Gold.

Aus roten Paogo schlingen
Wir uns einen duftenden Kranz,
Und lustige Liedlein wir singen:
Frischauf zum fröhlichen Tanz!
Soisua! Soisua!
Frischauf zum fröhlichen Tanz!

Anfangs ruhig und schleppend, wurden die Bewegungen nach und nach lebhafter und aufgeregter.

Immer wilder und schneller schlugen die Zuschauer den Takt auf den Matten, immer toller tanzten die Mädchen, aber ohne daß ihre Bewegungen an Eleganz und Sittsamkeit verloren. Wie Wellenlinien laufen die Bewegungen durch die glatten, schmiegsamen Körper, von den Fingerspitzen bis hinab zu den Zehen alles eine Harmonie.

Die schwarzen Augen zucken Blitze, und freudige Jauchzer schallen durch die stille Tropennacht.

Immer rasender, immer rasender wird der Takt.

Aufschreien die Tänzerinnen in wilder Leidenschaft.

Weg fliegen die Blumen, weg die Kränze, weg die Tanzröckchen der jungfräulichen Tänzerinnen.

Aber trotzdem war dieser Tanz sittsam und keusch, denn er war der Ausbruch eines natürlichen Feuers,

einer natürlichen Leidenschaft, und nicht die raffinierte Ausgeburt sinnlicher Lüste. — — —

Die Moskitonetze werden ausgehängt, und müde vom Tanzen, müde vom Zuschauen, legt sich alles zum Schlafen.

Neben mir liegt „Schön Tosi“ und schläft den Schlaf eines harmlosen Kindes. Die Arme hat sie um den Hals ihrer Freundin Tiga geschlungen, und ihre Brust hebt und senkt sich unter den tiefen, regelmäßigen Atemzügen.

Soeben tritt der Mond hinter den Palmen hervor, und sein fahles Licht zittert auf den leicht bewegten Fluten des Ozeans.

Dumpf tönt das Branden der See aus der Ferne.

Von Zeit zu Zeit flattert ein scheuer Nachtvogel auf und verläßt unter heiserem Schrei seinen Ruhesitz.

Im nahen Urwalde streiten sich fliegende Füchse um einen Beutebissen.

Aus dem Feuer, welches zum Fernhalten der Moskitos im Hause brennt, zuckt hin und wieder ein fahler Lichtstrahl und beleuchtet die im tiefen Schlaf daliegenden braunen Tänzerinnen mit den Kinderherzen. Gleichmäßig tönen ihre gesunden Atemzüge durch die nächtliche Stille der Hütte, welche nur durch das Knistern des Feuers unterbrochen wird.

Eines der Mädchen lispelt im Traume unverständliche Worte.

„Soifua! Soifua! Frischauf zum fröhlichen Tanz!“

Ist es Wirklichkeit? Ist es Traum?

Immerfort noch tönen die weichen, melodischen Klänge des Liedes in meinem Ohre. Aber es scheint, als wenn die Singenden immer weiter fortziehen. — — —

Nur noch verschwommene leise Akkorde.

Sphärenmusik! — — —

„Soifua! Soifua!" — — — — — — — — —

Dann schließt die bleierne Müdigkeit auch meine Augen und ich verfalle in tiefen, erquickenden Schlaf.

Die Kokosnußpflanzung Mulifanua.





X.

Die Kokosnusspflanzung Mulifanua.

„Die Pferde sind gesattelt", meldete der kleine, krausköpfige Salomons-Insulaner, welcher als der intelligenteste seiner Landsleute auf der Pflanzungsstation Mulifanua die vielbeneidete Vertrauensstellung eines Tischdieners innehatte und mit seinem artig tätowierten, erdschwarzen Gesichte und seinen blendendweißen Zähnen gar nicht den Eindruck eines bösartigen Menschenfressers machte, der er, wie alle seine Stammesgenossen vor seiner Ankunft auf Samoa zweifellos gewesen ist, wie er anderseits auch nach seiner demnächstigen Rückkehr ganz gewiß, wenn sich die Gelegenheit macht, eine wohl präparierte Suppe „carnis humanae" nicht verschmähen wird. — Dieselbe soll übrigens, wie mir verschiedene Salomonsleute versicherten, wenn sachgemäß zubereitet und mit allen erforderlichen Zuthaten, als zerhackten Yams, zarten Taroblättern und anderem Grünkraut, in Würfel geschnittenem Schweinespeck rc. versehen, ganz vorzüglich, ähnlich wie Kalbfleisch-Bouillon mit Gemüseeinlage schmecken.

Mulifanua ist eine der Pflanzungsstationen, welche die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft — übrigens ein außerordentlich schwer auszusprechendes Wort für alle Angloſachsen, welche sie deshalb schlechthin „the firm", oder, nicht nur auf die Länge ihres Namens anspielend, „the long handled firm", nennen — auf Samoa angelegt hat, und ist ebenso sehr wegen ihrer vorzüglichen Pflanzungsanlagen, als wegen der großartigen Schönheiten ihrer Umgebung bekannt.

Eine Forderung der Billigkeit ist es, das Gute, was diese Gesellschaft auf dem Gebiete des Plantagenbaues geleistet hat, voll und ganz anzuerkennen. Außerdem möchte ich auch nicht verfehlen, der außerordentlichen Liebeswürdigkeit und Gastfreundschaft, welche von den Angestellten der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft allen Samoa besuchenden Reisenden und auch mir erzeigt worden ist, in Dankbarkeit zu gedenken.

Die Pferde standen vor der luftigen, von riesigen Bäumen beschatteten Veranda und scharrten übermütig mit ihren Hufen den Boden, da sie seit längerer Zeit nicht geritten waren.

Es waren übrigens zwei ganz prächtige Tiere, wie man sie auf Samoa so leicht nicht findet.

Der „flotte Max" wurde infolgedessen für heute zum „Stehen" verurteilt. Sein Ehrgefühl muß jedoch wohl nicht sehr stark entwickelt gewesen sein, denn er nahm sich seine Degradation zum Steh- und Weide-Pferd gar nicht sonderlich zu Herzen, sondern tänzelte mit schelmischem Auge und leicht gehobenem Schweife auf dem Weideplatze.



Mulifanna Hauptstation.

Nachdem wir schnell noch einen kleinen Imbiß genommen, saßen wir auf, und im flotten Canter eilten die Pferde den gut gepflegten Waldweg hinunter, zwischen den reich beladenen Kokospalmen hindurch.

Leider hatte ich den Vorsteher der Pflanzung Mulifanua, Herrn Krüger, nicht auf seiner Station getroffen; er war mit einem von Savaii angekommenen Schiffe nach Apia gefahren, und so begleitete mich denn sein Stellvertreter.

Eine zähe, sehnige Erscheinung, sonnenverbrannt, mit struppigem aufgewirbelten Schnurrbart, ein offenes, sorgenloses Auge, Haltung und Sitz im Sattel sofort den alten Kavalleristen verratend. Und der war er früher auch gewesen. Ueberhaupt ein selten bewegtes Menschengeschick! — Aus alter, reichsgräflicher Familie, in der Wiener Hofburg groß geworden, schneidiger, flotter Husarenleutnant in einem ungarischen Regimente, Rittmeister in serbischen Diensten, Adjutant von Milan, dann Weltreisender, Zuckerpflanzer in Queensland, und nach manchem Kreuz und Quer in der Südsee jetzt nun schon seit Jahren auf Samoa, von wo er wohl kaum zurückkehren wird.

Ja, es ist ein eigen Ding mit der Südsee! Sie ist schlimmer als die verführerischste Nixe, von der je Dichter gesungen. Sie hält den mit eisernen Banden fest, der einmal sich ihr genaht.

Wer je ihren ewigen goldenen Sommer gesehen, wer je das melodische Rauschen ihrer Palmen gehört, wer je ihre ätherische, lebenstärkende Luft geatmet, wer je die duftenden Wohlgerüche ihrer farbenreichen Märchenblumen aufgesogen, wer je den Pulsschlag ihres

sanften, sorgenfreien Herzens gefühlt, der ist ihr unwiderruflich verfallen. Mechanisch wird er seine Schritte rückwärts lenken zu dem Paradiese, wo man erntet, ohne zu säen, und in welches ein gutes Geschick ihm einmal einen Einblick vergönnte. Und kehrt er wirklich mit seinem Leibe in eine rauhe, nordische Heimat zurück, sein Herz und seine Gedanken bleiben auf den goldenen, wogenumbrandeten Inseln, und die Zauberin „Südsee" wird bis an seines Lebens Ende der Gegenstand seiner innigsten Sehnsucht sein.

Aus der Unmasse von Beispielen, von welchen eines noch romantischer klingt als das andere, will ich nur eines erzählen.

Auf den Palaos, einer zwischen den Philippinen und Karolinen gelegenen, jetzt zu Deutschland gehörigen Inselgruppe, welche von keinem Weißen bewohnt ist und bisher nur ganz selten von Reisenden besucht war, stieß ich auf die Spuren eines norwegischen Ethnologen, eines Mannes in mittleren Jahren, welcher auf Staatskosten eine wissenschaftliche Reise durch die Südsee machte und nach den Palaos gekommen war. Plötzlich war er verschollen und seine Angehörigen hörten nichts mehr von ihm. Man schickte Geld an die benachbarten Konsulate, um Nachforschungen anzustellen, aber alles vergebens. Er war und blieb verschollen. Man hielt ihn für tot, bei einer Bootsfahrt ertrunken oder von Eingeborenen erschlagen. Da, eines Tages, 6 Jahre seitdem er seine Heimat verlassen, kommt die Nachricht, daß der Kapitän eines Kopraschoners, welcher durch Zufall in diese Gegend gekommen war, ihn auf einer der Inseln ent=

deckt hatte mit einer hübschen kleinen Palao-Frau und einer Herde halbweißer Kinder.

Da es klar war, daß er aus freien Stücken nicht zurückkehren würde, so machten sich zwei seiner Freunde auf, um den Gelehrten, welcher ja durch seinen langjährigen Aufenthalt auf jenen sagenreichen, noch wenig erforschten Inseln eine Fundgrube für die Wissenschaft geworden sein mußte, in seine Heimat zurückzubringen.

Und richtig fanden sie ihn, wie der Schonerkapitän berichtet hatte, im Kreise seiner braunen Familie, in einem hübschen, nach Eingeborenenart gebauten Hause, umgeben von einem herrlichen Blumen- und Fruchtgarten.

Durch eine List nur gelang es den Freunden, den Gelehrten auf ihr Schiff zu locken und dann mit ihm nach Norwegen zu fahren.

Nach noch nicht einem Jahre mußte man ihn begraben. — — —

Mein Begleiter parierte sein Pferd.

Wir waren jetzt mitten in der Pflanzung. Rechts und links standen in wohlausgerichteten Reihen mit gleichen 10 Meter großen Abständen tausende und abertausende schlank emporgewachsene Kokosnußpalmen, von deren Kronen die gelblich-grünen Nüsse in großer Zahl herabhingen.

Die Nüsse werden nicht gepflückt, sondern man läßt sie fallen, wenn sie reif sind, und sammelt sie auf.

Zwischen den Palmen ist Buffalo-Gras, ein kräftiges, wenn auch nicht übermäßig nahrhaftes Futtergras, gepflanzt, um das üppig wuchernde Unkraut niederzuhalten. Daß anderseits das Gras nicht zu hoch wird

und den Palmen die Nahrung entzieht, dafür sorgen Rinderherden, welche systematisch über die Pflanzung geschickt werden, wodurch man viele Arbeitskräfte erspart.

Ein solcher regelmäßig gepflanzter Palmenwald ohne Gebüsch, ohne Unterholz, ist eigentlich nicht schön zu nennen, ist aber doch in seiner Eigenart interessant, um so mehr, als er dem Auge weite Durchblicke gestattet, was bei der natürlichen Üppigkeit der Vegetation auf Samoa sonst nicht möglich ist.

Gute fahrbare Wege durchkreuzen die Pflanzung nach allen Richtungen, um die aufgesammelten und auf Eseln an die Wege gebrachten Nüsse schnell und bequem zu den Arbeitsplätzen bringen zu können, wo die Nüsse ausgeschält und in sogenannten Darren getrocknet werden.

Solcher Arbeitsplätze, Unter-Stationen, giebt es fünf auf der Pflanzung. Dieselben werden von weißen Aufsehern geleitet.

Da die Samoaner durchweg alles im Überflusse besitzen, was ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderlich ist, und infolgedessen zu einer geregelten, andauernden Arbeit keine Neigung verspüren, so hat die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft melanesische Arbeiter, hauptsächlich aus den Salomons-Inseln, eingeführt. Die Leute gehen einen dreijährigen Kontrakt ein und erhalten neben der Verpflegung 8—12 Mark monatlichen Lohn, welcher in Waren ausbezahlt wird, wodurch die thatsächlichen Kosten sich natürlich noch erheblich niedriger stellen. Der Ehrgeiz dieser einfachen Leutchen geht nämlich dahin, nach Ablauf der 3 Jahre mit einer möglichst großen Kiste voll Krimskram, als

Hüte, Lackstiefeletten, Schlipse, Kragen, Manschetten, daneben allerdings auch Kattune, Messer, Scheeren, Beile, zu ihren Heimatsinseln zurückzukehren. Von all diesen Herrlichkeiten besitzen sie nach 8 Tagen höchstens noch die Kiste und 2 oder 3 in ihren Augen besonders wertvolle Stücke, alles andere haben sie inzwischen in der



Ersteigen der Kokospalmen.

ihnen eigentümlichen Freigebigkeit an ihre Verwandten und Freunde verschenkt.

Durch Transport, Anwerbung 2c. entstehen auf der anderen Seite noch erhebliche Nebenausgaben. Immerhin kostet der Arbeiter nicht viel mehr als 20 Mark monatlich, was ganz gewiß billig zu nennen ist, besonders wenn man berücksichtigt, daß die andern Pflanzer mindestens das Doppelte bezahlen müssen und dabei noch meist ein im höchsten Grade unzuverlässiges Arbeitspersonal erhalten.

Durch das Gewirr der Palmen schimmerten jetzt einige weiß gestrichene Gebäude: eine Unter-Station.

Wir fanden die Arbeiter mitten in ihrer Thätigkeit. Die einen luden Nüsse von den eben angekommenen Ochsenkarren, die andern schlugen dieselben mit großen Äxten offen, während einige Frauen mit großer Geschicklichkeit die Kerne herausschnitten.

Die Kerne werden dann in die Trockenöfen der Darren gelegt, wo sie so lange verbleiben, bis alles in ihnen enthaltene Wasser sich verflüchtigt hat und nur das Öl in den ausgetrockneten Zellen zurückbleibt.

Die Nüsse können auch in der Sonne gedörrt werden, wie dies von den Eingeborenen geschieht. Diese Methode, Copra*) zu machen, ist jedoch nicht so vorteilhaft.

Copra ist immer noch ein gutes und vor allem ein sicheres Geschäft. Wenngleich ja die Palme erst mit dem 8. oder 9. Jahre eine brauchbare Copraernte liefert, so steht dem doch der Vorteil gegenüber, daß eine Kokosnußpflanzung nur verhältnismäßig geringe Unterhaltungskosten erfordert, und daß die sich jährlich steigernden Ernten bis in das achte Lebensjahrzehnt des Baumes hineinreichen. Außerdem ist die Kokospalme nur wenigen, die Tragfähigkeit des Baumes beeinflussenden Krankheiten unterworfen. Auf der Karolineninsel Yap habe ich allerdings einen großen Teil der Bestände vernichtet gesehen infolge einer Blattkrankheit, welche durch ein der Schildlaus verwandtes Insekt her-

*) Die zerschnittenen ausgedörrten Kokosnüsse werden „Copra“ genannt.

vorgerufen war. Diese Krankheiten sind jedoch ziemlich selten und beschränken sich meistens nur auf ihren Entstehungsherd.

Dabei nimmt der Bedarf an Copra eher zu als ab, da das aus ihr gewonnene Öl zur Herstellung zahlreicher, wichtiger Industrieerzeugnisse verwendet wird. Das meiste des als „Olivenöl" im Handel befindlichen Tafelöles wird aus Copra gewonnen. Copra liefert die Hauptbestandteile der guten Margarinesorten; desgleichen werden aus diesem Öle die feinsten Seifen und Pomaden hergestellt, während man die Rückstände zu Ölkuchen verarbeitet.

Die in der Südsee gewonnene Copra wird zum größten Teile nach Sydney verschifft. Der größte Copraplatz der Welt ist jedoch Marseille. Dorthin fließt die Masse der indischen und afrikanischen Copra.

Die Coprapreise sind natürlich sehr vom Markte abhängig. Es sind für die Tonne (2000 Pfund) bis zu 300 Mark erzielt worden, während in schlechten Zeiten der Preis bis auf 160 Mark gesunken ist. Immerhin kann aber auch bei diesen niedrigen Preisen noch mit befriedigendem Vorteil gearbeitet werden, da im allgemeinen für das Pfund Copra in der Südsee nicht mehr als 4 Pfennige bezahlt werden, sodaß sich die Tonne an Ort und Stelle etwa auf 80 Mark beläuft. Dazu kommen dann allerdings noch Ausgaben für Verschiffung, Kommissionen ꝛc., welche jedoch 40 Mark für die Tonne kaum übersteigen. —

Obgleich für die schwarzen Arbeiter recht gute, luftige Holzhäuser vorhanden sind, so ziehen die meisten es doch vor, in den von ihnen aus Zweigen und Palmen-

blättern gebauten Hütten zu wohnen. Da sie häufig von verschiedenen Inseln sind und gänzlich verschiedene Sprachen sprechen, so verständigen sie sich unter einander, sowie mit ihren weißen Vorgesetzten auf dem Wege des in der Südsee gebräuchlichen Pidchin-Englisch. Diese Sprache besteht aus etwa 200 Worten, welche aus dem Englischen entnommen sind. Sonst hat diese von den Eingeborenen selbst gebildete Sprache nichts mit der englischen gemein, sodaß sie von einem Engländer durchaus nicht ohne weiteres verstanden werden kann. Es ist wunderbar, mit welcher Virtuosität die Eingeborenen mit ihrem geringen Wortschatz umspringen, um Worte, welche in ihrem Vokabularium nicht vorhanden sind, auszudrücken, wobei sie natürlich zu langen Umschreibungen greifen müssen und oft die witzigsten Wortverbindungen schaffen. So heißt z. B. „der große Weiße mit der Glatze" auf Pidchin-Englisch: Big fellow white man, grass no stop coconut belong him. Das „Klavier" heißt: Big fellow box, belong white men, suppose you fight him, he too much cry. Der „Arzneikasten" heißt: Small fellow box, belong doctor, suppose you sick, no dy, he make fellow all the same all right. —

Wir ritten dann noch an mehreren Unterstationen vorbei, um die verschiedenen Konstruktionen der Copradarren zu sehen, und kamen dann zu den jungen Pflanzungen, meist 4—5jährige Bäume, welche eben anfingen, einen Stamm zu bilden. Hier muß natürlich das Unkraut mit besonderer Sorgfalt niedergehalten werden, um nicht das Wachstum der jungen Bäume zu beeinträchtigen, und so sahen wir denn zahlreiche Arbeiter in langen Reihen durch die Bestände gehen, das



Handelsstation Mulifanua.

mannshohe Unkraut mit großen Buschmessern niederhauend.

Das Gelände begann jetzt uneben zu werden. Kleine Bergkegel, erloschene Krater, alles mit jungen Palmen bepflanzt.

Dazwischen lagen kleinere Felder mit 1—2jährigen Kakaobäumchen, von denen man reichen Gewinn erwartet, da langjährige, erfolgreiche Versuche bewiesen haben, daß Kakao auf Samoa ganz außerordentlich gut gedeiht.

Sehr interessant war auch eine kleine Vanilleanpflanzung, welche allerdings ebenfalls erst in den Anfangsstadien, doch gute Aussichten verspricht, wenngleich die Befruchtung der weiblichen Blüte auf künstlichem Wege durch Menschenhand erfolgen muß, wie dies z. B. auf den Vanilleplantagen Tahitis geschieht.

Weiter führte uns der Weg durch eine schattige Allee, welche durch ein angrenzendes Stück Urwald geschlagen war.

Eine frische Seebrise bewegte die Kronen der majestätischen Baumriesen leicht hin und her.

Da die Pferde von dem anstrengenden Ritte ermüdet waren, so ließen wir sie mit langen Zügeln über den elastischen Waldboden hingehen.

Ein seltsamer, berauschender Zauber, welcher dem ewig grünen Tropenwalde entströmt!

Der glitzernde Morgentau lag noch unberührt auf den Gräsern. Aber schon brachen sich vereinzelte Strahlen der höher steigenden Sonne ihre goldenen Straßen durch das dichte Dach, gebildet von den zart gefiederten Blättern mächtiger Akazien, dem saftigen Grün des



Aussicht vom Kap Mulifanua.

Am Horizonte die Inseln Manono, Apolima und Savaii. (Abendstimmung).

Lichtnußbaumes und dem dunklen Laub der Steineichen, zu denen die schwungvollen Wedel haushoher Baumfarren einen eigenartigen Kontrast bildeten. Weißblütige Hibiscen, gelbe und rote Cordylinen unterbrachen das Einerlei des grünen Dickichtes, während Tapioka, Indigo, Arrowroot und wilder Ingwer ein wechselvolles Unterholz bildeten, welches an feuchten Stellen durch hochaufschießendes Bambusgestrüpp unterbrochen war, an die indo-malayische Vegetation erinnernd.

Drinnen aber war's wie im Laden eines Vogelhändlers. Da jubilierte's und sang's in allen Ecken, auf allen Zweigen, oben und unten. Da flötete der winzige „jao", ein Colibri, sein weittönendes helles Lied, tönte der melodische Sang des schwarzgefiederten „fuia", eines Staares, von dem die Samoaner erzählen, daß der Geist des Gottes „Moso" in ihn gefahren sei, während der kleine schwarzbraune „veha" pfeifend und singend von Baum zu Baum hüpfte; in ihm, sagt die poesievolle Mythologie der Samoaner, wohnt der Geist des Gottes „Alii Tu". — Oben aus den Baumkronen tönte das Gurren der grauen, roten und grünen Tauben, und allerliebste kleine Papageien, mit allen Farben des Regenbogens gezeichnet, flogen zwischen den Büschen hin und her. —

Nun ging's ziemlich steil bergauf zu dem sagenumwobenen Samea-Berg.

Den Pferden wurde das Klettern schwer. So saßen wir denn ab und führten sie am Zügel.

Nun waren wir oben.

Der Länge nach legten wir uns in das kühle Gras im Schatten eines uralten Brotfruchtbaumes, während die Pferde sich den Schweiß abschüttelten, daß die Bügel gegeneinander flogen und laut klapperten.

So lagen wir da, auf die Ellenbogen gestützt, und genossen mit vollen Zügen eine wunderbare, unbeschreibliche Aussicht.

Rings um uns rauschende, wogende Palmenwipfel, im Hintergrunde dichter, dunkelgrüner Urwald, allmählich ansteigend und in ein welliges Bergland übergehend, aus dem der Kegelstumpf des Tofua, eines erloschenen Vulkanes, mit seinen scharf markierten Linien hervortrat.

Vor uns lagen, von goldigem Sonnenlichte überflutet, die Felseneilande Manono und Apolima, umgeben von den ruhigen Fluten des Oceans, dessen satte Farben, auf dem Riffe mit einem durchsichtigen Smaragdgrün beginnend, allmählich in ein Azurblau übergingen und sich schließlich mit einem nebelhaften Violett in die Himmelstöne mischten.

Am Horizonte aber stiegen aus den Fluten die leicht verschwommenen Umrisse des hochbergigen Savaii, der größten und fruchtbarsten der Samoa-Inseln, hervor.

Die Zukunft Samoas.





XI.

Die Zukunft Samoas.

Als am 14. November 1899 der größte Teil Samoas Deutschland zugesprochen war, da herrschte großer Jubel, daß nun endlich, nach so vielen Mühen und Kämpfen, dieses herrliche Land, in dem wir so zahlreiche Interessen hatten, wo so manches junge deutsche Leben dahingeopfert war, deutsch wurde; daß wir auf der anderen Seite in demselben Vertrage höchst wertvolle Besitzungen und Interessengebiete abgetreten haben, davon wurde kaum gesprochen. Ja, selbst Blätter, welche sonst grundsätzlich alle Maßnahmen der Regierung auf dem Gebiete der Kolonialpolitik bemängeln, waren mit dem Samoa-Vertrage zufrieden, und überall knüpfte man die größten Hoffnungen an den neuen Besitz. „Endlich haben wir", so sagte man, „eine einigermaßen einträgliche Kolonie, welche nicht erst, wie die anderen, Millionen verschlingt, sondern sich selbst erhalten kann." Darin erblicken diese Leute, sowie überhaupt leider die Mehrzahl unserer Kolonial-Interessenten, das Ideal rationeller Kolonial-Wirtschaft.

Und in der That, Samoa ist, dank seines fruchtbaren Bodens, ein Land, welches sich selbst erhalten könnte, ohne an den deutschen Staatssäckel irgendwelche Anforderungen zu stellen. Es würde weiter fortbestehen, wie es bisher gethan. Der dichte, undurchdringliche Urwald würde weiter rauschen, man würde wie bisher, etwas Copra schneiden, ein Paar größere Firmen würden sich die Taschen füllen, und die wenigen übrigen Ansiedler würden fortfahren, in süßem Nichtsthun mit hübschen Samoanerinnen und noch gefährlicheren Halbblutniren traute Schäferstündchen zu feiern. Das ist alles sehr hübsch und nett und macht den Beteiligten viel Spaß, aber Deutschland würde außer dem Bewußtsein, sein stolzes Banner über einem poesiereichen Liebesgarten wehen zu sehen, von einer solchen Kolonie nichts haben. Wir würden sie behalten, da sie allenfalls Compensando-Wert hat, um gelegentlich etwas Besseres oder — etwas Schlechteres dagegen einzuhandeln.

Im Eingange sagte ich: „Kolonien sind ein Geschäft, sonst nichts!" Diese Behauptung möchte ich hier noch einmal wiederholen. Das Geschäft kann ein zweifaches sein, es ist entweder ein reines Handelsgeschäft, oder es ist ein politisches und beeinflußt den Handel indirekt, denn Politik ist Macht, und Macht ist Geld.

Samoa ist wie ein kleines Budikergeschäft an einer noch nicht sehr belebten Straße, welches seinen Mann schlecht und recht ernährt. Mit den Jahren wird die Straße belebter, Grund und Boden, alles steigt enorm im Preise. Der gute Geschäftsmann hatte dieses vorher gesehen, ging zu seinen Freunden und borgte sich Geld, soviel er bekommen konnte. Dann kaufte er die Nach-

bargrundstücke auf, als sie noch billig waren, vergrößerte sein Haus und richtete sein Geschäft auf jede Weise für den wachsenden Verkehr ein. Natürlich waren die ersten Jahre schwer, voll Arbeit, voll Sorgen. Als aber die vorausgesehene Zunahme des Verkehrs nun wirklich eintrat, da überstiegen die Erträge noch die kühnsten Erwartungen des Kaufmannes, denn das liegt eben im Wesen des Handels, daß unter normalen Umständen die Erträge nicht im gleichen Verhältnisse mit dem zunehmenden Betriebskapitale wachsen, sondern im quadratischen. Hätte aber der Kaufmann nicht rechtzeitig sein Betriebskapital vergrößern können, so wäre er der arme kleine Budiker geblieben, und seine Nachbarn, die Konkurrenten, hätten ihn nach kurzer Zeit überflügelt und erstickt.

Ohne Betriebskapital wird auch Samoa sich nicht über das augenblickliche, niedrige Niveau erheben, sondern wahrscheinlich mit der Zeit langsam verkümmern. Wollen wir aber aus dem jetzigen kleinen Budiker-Geschäft ein koloniales Unternehmen mit reichen Erträgen machen, wollen wir die jetzt unfruchtbaren Urwälder in blühendes Garten- und Plantagenland umwandeln, welches vielen tausend Deutschen Heimat und Nahrung werden kann, wollen wir unserem Handel in der Südsee eine Position schaffen, wollen wir die deutsche Macht stärken und unser Nationalvermögen mehren, dann müssen wir zuvörderst Geld in Samoa anlegen und es nicht sich selbst überlassen. Jeder Pfennig wird in dem reichen, gesunden Boden Samoas Wucherzinsen tragen, nicht sofort, aber nach einer gewissen Reihe von Jahren. Bewahre vor Spekulation und Preistreiberei!

aber eine solide Kapitalsanlage auf Samoa kann mit ruhigem Gewissen als ein gutes und sicheres Geschäft bezeichnet werden.

Geld braucht Samoa zum Aufblühen, alle anderen Vorbedingungen sind gegeben, Geld, gemünztes und das in den Köpfen und Armen der Menschen gleichsam „in potentia“ aufgespeicherte Geld, mit andern Worten: bares Geld und Menschen, die mit ihm verständig zu arbeiten verstehen.

Manches Geld wird das Reich erst hergeben müssen, um dem Privatkapital die Wege zu ebnen, um es überhaupt erst nach Samoa hinzuziehen. Das Geld aber ist gut angelegt, denn einmal erschlossen und entwickelt, wird Samoa bald im Stande sein, sich selbst zu erhalten und auch allein auf dem emporführenden Wege fortzuschreiten. Dann aber wird die junge, reiche Kolonie dem Mutterlande tausendfältig alles wieder zurückzahlen.

Wenn ich nun im Nachstehenden einige Vorschläge mache, so will ich gewiß nicht behaupten, daß nicht auch viele andere Vorschläge gemacht werden könnten, welche ebenso schnell und sicher zum Ziele führen. „Viele Wege führen nach Rom.“ Einem Einwande aber möchte ich gleich hier begegnen, nämlich dem, daß Samoa zu klein sei, als daß sich dort Unternehmungen größeren Stils lohnten. Es können hier allerdings nicht wie in Afrika ganze Kolonialreiche an Gesellschaften vergeben werden, die in absehbarer Zeit oft nur $^1/_{1000}$ ihres enormen Landbesitzes oder vielleicht noch weniger unter Kultur nehmen können und die sich in vielen Fällen nur darauf beschränken, ihre Aktien zu höchsten

Kursen abzustoßen, um sich dann mit einem rundlichen Gründergewinn in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen; Gott behüte uns in Samoa vor solchen Leuten! Mit unseren großen afrikanischen Kolonien kann Samoa natürlich nicht verglichen werden. Aber so klein, wie man es sich in Deutschland im allgemeinen vorstellt, ist es doch nicht.

Deutsch-Samoa ist mit seinen 2620 Quadratkilometern noch erheblich größer als das Herzogtum Sachsen-Meiningen. Dieses ernährt mit seinem teilweise wenig fruchtbaren Boden 1/4 Million Menschen, während Samoa nur 32000 Einwohner hat. Von dem gesamten anbaufähigen Lande Samoas ist nämlich bis jetzt noch nicht einmal 1/31 unter Kultur, während etwa 600000 Acres (1 Hektar = 2½ Acres) durchweg erstklassigen Bodens brach darliegen. Nun, ich denke, da ist doch einem gesunden Unternehmungsgeist genügender Spielraum geboten.

In sehr richtiger Weise hat die Regierung der Landspekulation einen Riegel vorgeschoben, indem sie den Verkauf des den Eingeborenen gehörigen Landes verbot und nur die Pachtung solchen Landes auf die Dauer von 10 Jahren gestattete. Pachtverträge auf längere Zeit als 10 Jahre bedürfen der Genehmigung des Auswärtigen Amtes. Nun, vor der Hand ist noch so viel Land im Besitz von Weißen, daß es während der nächsten Jahre für den Bedarf neu hinzukommender Ansiedler oder Pflanzungsgesellschaften ausreicht. Trotzdem dürfte es sich doch sehr empfehlen, wenn das Gouvernement schon jetzt denjenigen Eingeborenen, welche außer ihrem bebauten und zum Lebensunterhalt erfor-

derlichen Lande noch Besitzungen im Innern haben und verkaufen wollen, dieselben abkauft, um Kronland daraus zu machen, welches zu niedrigen, mit den Jahren jedoch sich steigernden Preisen an Private in Erbpacht vergeben wird, wobei zum Grundsatz gemacht werden muß, daß an Einzelpersonen nicht mehr als 500 Acres und an Gesellschaften nicht mehr als 2000 Acres vergeben werden dürfen.

Den Pächtern des Kronlandes muß indeß das Recht gewahrt bleiben, auf ihren Wunsch nach Ablauf von 10 Jahren oder zu einer späteren Frist die von ihnen gepachteten Ländereien käuflich erwerben zu können, und zwar zu einem Preise, welcher dem vom Gouvernement gezahlten unter Zurechnung einer angemessenen Verzinsung gleichkommt, denn ebensowenig wie die Regierung mit dem Ankauf von Ländereien als Kronland Geschäfte machen soll, so darf ihr doch unter keinen Umständen ein Schaden daraus erwachsen.

Obgleich die Landpreise zur Zeit noch sehr bescheiden sind, 8—20 Mark für den Acre, je nach der Lage, so macht sich doch letzthin schon eine leichte Preissteigerung bemerkbar, die um so empfindlicher werden kann, als die größere Hälfte des von Weißen besessenen Landes in einer Hand (Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft) ist. Deswegen meine ich, müßte das Gouvernement durch Ankauf von Kronland möglichst bald dafür Sorge tragen, daß durch die vergrößerte Nachfrage kein sogenannter Land-boom entsteht, der für die gesunde Entwicklung der Kolonie höchst störend werden könnte.

Ein Pachten von Eingeborenen-Land seitens Privater dürfte sich unter den jetzigen Bedingungen nach keiner

Richtung hin empfehlen, denn für einen Pächter ist es eine wenig verlockende Aussicht, betr. Verlängerung der Frist über 10 Jahre hinaus die durchaus nicht garantierte Zusicherung von Berlin abwarten zu müssen. Anderseits wird sich kein einigermaßen verständiger Ansiedler darauf einlassen, unkultiviertes Land auf 10 Jahre zu pachten, selbst wenn ihm jegliche Pachtzahlung erlassen würde, denn während der ersten Jahre der Pacht hat er nichts als Auslagen und zwar keine geringen, dann kommen einige Jahre der Ernte, sodaß er vielleicht alle Ausgaben deckt und noch eine Kleinigkeit erübrigt, und, wenn die Pflanzung im besten Zustande ist, sind die 10 Jahre verflossen und der Pächter muß das Land an den Besitzer abgeben.

Unkultiviertes Land zu pachten, lohnt sich nur für eine Frist von allermindestens 30 Jahren, damit der Pächter vielleicht während der ersten Hälfte der Zeit den Genuß des Landes hat, und, wenn er fortziehen will, die Pachtung, in die er viel Geld und viel Arbeit gesteckt hat, noch zu einem angemessenen Preise verkaufen kann.

Allen Pächtern von Kronland muß zur Bedingung gemacht werden, daß sie innerhalb der ersten 4 Jahre mindestens ein Zehntel und in jedem der folgenden 6 Jahre mindestens ein weiteres Dreißigstel ihres ganzen Besitzes unter Kultur bringen. Nur besonders ungünstige Umstände (Witterungsunbill, schlechte Marktlage der gepflanzten Produkte, Todesfall oder Krankheit des Pächters) können von der Beobachtung dieser Vorschrift entbinden. Unentschuldbare Nichteinhaltung obiger Bedingung hat Hinausschiebung des Ankaufsrechtes um

mindestens 5 Jahre, eventuell den Verlust der Pachtung zur Folge.

Anderseits soll das Gouvernement alles thun, um neu angekommene Ansiedler mit Rat und That zu unterstützen. Dazu gehört in erster Linie die Errichtung einer amtlich geleiteten Kreditanstalt, in der der erfolgreiche Ansiedler seine Ersparnisse deponieren und der weniger erfolgreiche zu normalem Zinsfuß Darlehen bis zu einer bestimmten, nicht gar zu niedrig bemessenen Höhe erhalten kann. Das Verhältnis zwischen Kredit- und Debet-Zins muß ein derartiges sein, daß der eventuelle gänzliche Verlust eines Darlehns dadurch gedeckt werden kann. Die Anstalt darf sich auf keine spekulative Verwertung der bei ihr deponierten Gelder einlassen.

Ferner sollte das Gouvernement baldmöglichst eine Pflanzenversuchsstation einrichten, wie solche in fast allen Kolonien bestehen, und die Ergebnisse der Versuche den Pflanzern bekannt geben. Eine Versuchsstation ist um so nötiger, als unter den gesamten Ansiedlern Samoas keine 3 gelernten Pflanzer sind, sondern die meisten sich durch ihre eigenen Versuche und Erfahrungen nach und nach ein System gebildet haben, nach welchem sie, teils mit recht guten Erfolgen, verfahren. Solche selbstgemachten Erfahrungen kosten aber viel Geld und Zeit, und vor der nutzlosen Verausgabung dieser beiden wichtigen Faktoren wollen wir doch unsere neuen Ansiedler schützen. Von der Versuchsstation müssen die Pflanzer unentgeltlich frischen Samen, junge Pflanzen ꝛc., natürlich in beschränkter Zahl, sowie vor allem auch praktische Anleitung erhalten können.



Tarofeld (links Brotfruchtbaum).

Eine solche Pflanzenversuchsstation braucht garnicht so sehr umfangreich zu sein, sondern muß vielmehr ihre Aufgabe in der Vielseitigkeit und Gründlichkeit ihrer Versuche sehen. Große Kosten dürfen dadurch garnicht entstehen. Ein gelehrter Professor der Botanik oder gar ein Forstassessor ist für solchen Posten denkbarst ungeeignet, verlangt nur ein hohes Gehalt und dabei noch viele Arbeitsleute, da ein solcher Herr für körperliche Arbeit, und das nun gar in einer warmen Gegend, nicht zu haben ist. Nein, man suche einen einfachen, aber gewandten Gärtner oder Pflanzer aus Mittelamerika oder den Sunda-Inseln zu engagieren, gebe ihm etwas Land, auf dem er für seine Rechnung eine kleine Pflanzung anlegen und die Versuchsstation einrichten kann, und zahle ihm jährlich ein Paar Tausend Mark, wofür er dann aber neben der Beaufsichtigung auch das Pflanzen und Reinhalten des Versuchsgartens zu übernehmen hat.

Einen welch' segensreichen Einfluß eine solche Versuchsstation auf die Hebung der Pflanzenkultur einer ganzen Kolonie hat, konnte ich des öfteren in der „Government Nursery" der hawaiischen Inseln beobachten. Dort herrschte ein fortwährendes Kommen und Gehen von Pflanzern und Ansiedlern, vor allem auch deren Frauen, welche sich Stecklinge, junge Pflanzen, Samen und vor allem Rat und praktische Anweisungen holten. Der Leiter der dortigen „Nursery" ist ein einfacher, aber intelligenter Gärtner, welcher lange Jahre in Mittelamerika war und, durch und durch Praktiker, mit eigenen, sorgsamen Händen die jungen Pflanzen pflegt. Ich habe die „Nursery" oft besucht, mir dort manche wertvollen Kenntnisse angeeignet, und zum Schluß, bei meinem

Fortgang, gab mir der liebenswürdige Leiter Pflanzen und Samen in großer Menge mit, um sie nach Apia zu bringen, wo ich dieselben unter die verschiedenen Pflanzer und Schulen verteilt habe.

Eine solche Pflanzenversuchsstation muß natürlich eine centrale Lage haben und leicht zu erreichen sein. Am besten hierfür würde sich die Umgegend von Apia eignen.

Was dem Samoa besuchenden Reisenden schon nach kurzer Zeit auffällt, ist der durchschnittlich schlechte Bestand an Pferden und Rindvieh. Das liegt weniger am Klima, als namentlich an der lange getriebenen Inzucht und dem meist ungeeigneten Futter. Dem abzuhelfen, müßte das Gouvernement ein Paar Zucht-Hengste und -Bullen, am besten von Hawaii, einführen, wo sie schon an ein ähnliches, tropisch insulares Klima gewöhnt, und wo ganz vorzügliche Exemplare für verhältnismäßig wenig Geld zu haben sind. (Ein hawaiisch-californischer Halbblut-Hengst 300—400 Mark, ein guter amerikanischer Zuchtbulle 160—200 Mark.) Den Ansiedlern müßte die Verwendung derselben für ihre Stuten resp. Kühe gegen ein geringes Entgelt gewährt werden. Da zur Zeit noch keine regelrechte Viehwirtschaft auf Samoa vorhanden ist, obgleich sich dieselbe sehr rentieren würde und ein dringendes Bedürfnis ist, so müßte man diese Tiere vorläufig einem praktischen Mann anvertrauen, welcher etwas von Viehzucht versteht, sie vor allem nicht in der Ebene belassen, sondern sie möglichst hoch in die Berge schicken. Überhaupt sollte man das Rindvieh, außer, wo es in den Pflanzungen gleichsam als Mähmaschine zum Nieder-

halten des Unkrauts verwendet wird, möglichst nicht unterhalb einer Höhe von 1000 Fuß aufstellen, denn erstens ist die leichtere Bergluft den Tieren viel zuträglicher, und dann auch ist das Gras auf den, der salzigen Seeluft nicht so ausgesetzten Höhen durchschnittlich zarter und nährstoffhaltiger und vor allem nicht so dem Verdorren ausgesetzt, wie dies während der trokenen Periode im tiefer gelegenen Lande der Fall ist. Natürlich muß man den Wald stark lichten, damit das Gras besser fortkommt, eventuell ein gutes Futtergras pflanzen oder säen und regelrechte Weideplätze anlegen.

Auch die einheimische Schweinerasse, deren Rüssellänge geradezu enorm ist, ist außerordentlich verkommen und bedarf sehr der Aufbesserung. Die als Schlachtvieh für die weiße Bevölkerung bestimmten Schweine sollte man außerdem weniger mit Kokosnüssen und mehr mit anderer, den Geschmack des Fleisches nicht so sehr beeinflussender Nahrung füttern, als Papayas, welche, allerdings eine inferiore Art, wie Unkraut wuchert, Taroabfällen und namentlich Taroblättern, welche, leicht eingekocht, ein ganz vorzügliches Schweinefutter bilden. Auch sollte man wenigstens einen Versuch machen mit neuseeländischen Schafen, vielleicht, daß sie oben auf den Bergen gut fortkommen. Sicherlich würden sich auch indisch-malayische Wasserbüffel, welche auf den deutschen Karolinen bereits eingeführt sind, als Zugtiere auf Samoa gut bewähren.

Die Bedeutung einer kräftigen, dem europäischen Geschmacke zusagenden Nahrung ist eine zu große, als daß man der Beschaffung derselben nicht die allergrößte Aufmerksamkeit schenken müßte. Der überreichliche Ge-

nuß von Konserven, der Mangel an Abwechslung, das Fehlen kräftigen, frischen Fleisches und namentlich einer gesunden, fetthaltigen Milch und frischer Butter ist auf die Dauer für den Organismus des Weißen schädlich. Dies macht sich in erster Linie bei den Frauen und demnächst bei den Kindern bemerkbar, wenngleich auf Samoa dies bei dem außerordentlich gesunden Klima nicht so sehr in die Erscheinung tritt wie in manchen anderen tropischen Gegenden. Trotzdem aber ist es auch auf Samoa ein recht notwendiges Erfordernis, die Ernährung der weißen Ansiedler zu verbessern. Hierfür ist, neben dem bereits Angeführten, die Errichtung einer städtischen Markthalle in Apia sehr zu empfehlen. Nirgends sind Markthallen ein so dringendes Bedürfnis als gerade in warmen Gegenden. Zu bestimmten Morgenstunden treffen sich dort Käufer und Verkäufer. Nur so ist es für die ersteren möglich, stets frische Ware zu erhalten, und die Verkäufer anderseits können auf einen sicheren, preiswerten Absatz ihrer Waren rechnen, wodurch sie wiederum zu einer sorgfältigeren und nachhaltigeren Produktion angespornt werden. Nur so läßt sich ein etwaiges Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage beseitigen und infolge des regelmäßigen Geschäfts werden die Lebensmittelpreise billiger. In Indien giebt es kaum ein Dorf, in welchem nicht eine kleine Markthalle bestände, und auch in unserer ostafrikanischen Kolonie sind Markthallen an vielen Plätzen zu finden. Es ist gar keine Frage, daß eine Markthalle in Apia sich in jeder Weise lohnen würde. Es braucht da nicht etwa ein großes Gebäude errichtet zu werden, nein, eine leicht konstruierte, aus Holz ge-

baute Halle, welche gegen die Sonne genügenden Schutz und dem Seewinde freien Durchzug gewährt, genügt vollkommen und ist für wenig Geld hergestellt. Allerdings wäre die Anlage von Kühlräumen, in denen die nicht verkauften Waren, besonders Fleisch, sich noch für mehrere Tage in tadelloser Frische erhalten, sehr ratsam und würde die Kosten, welche durch Vermieten der Räume wieder eingebracht würden, nicht wesentlich erhöhen.

In Apia war schon vor längerer Zeit eine Eismaschine eingetroffen, welche aber zur Zeit meines Aufenthaltes noch nicht in Thätigkeit gesetzt war. Ob sie jetzt funktioniert und wieviel Eis sie herstellen kann, weiß ich nicht. Hoffen wir das Beste, vor allem, daß die Maschine so viel Eis fabriziert, daß es zu erschwinglichen Preisen auch von weniger Bemittelten beschafft werden kann, damit auch diese nach harter Tagesarbeit der Wohlthat eines gut versorgten Eisschrankes teilhaftig werden können.

Aber auch das Gouvernement könnte viel dazu beitragen, die Lebensführung der Ansiedler zu erleichtern und zu verbessern und so die Entwicklung der Kolonie indirekt ganz erheblich zu begünstigen, dadurch, daß sie den Einfuhrzoll auf Lebensmittel ganz erläßt, statt dessen aber den Einfuhrzoll auf alle Gegenstände, welche zu einer einfachen Lebensführung nicht erforderlich sind, als Luxusmöbel, Wagen, Zweiräder, Schaumweine &c. entsprechend erhöht. Der Zoll auf alkoholische Getränke ist mit Recht ein hoher, doch müßte ganz entschieden für die als Arzneimittel verwendeten Weine eine bedeutende Ermäßigung eintreten, denn der junge Ansiedler

kann in den ersten schweren Jahren nicht Unsummen für Krankenweine ausgeben, welche seine Frau im Wochenbett und in den folgenden Monaten für die durch die klimatischen Einflüsse häufig beeinträchtigte Bluterneuerung bedarf.

Zum Schluß noch ein für die Lebensführung höchst wichtiger Faktor: das Wasser. Glücklicherweise giebt es in Samoa reichlich Regenwasser und ebenso reichliches und gutes Fluß- und Quellwasser, welches allerdings nicht kalkhaltig wie das Wasser unserer Flüsse, aber sehr wohlschmeckend und klar ist. Seine Qualität nimmt jedoch nach der Ebene zu ab. Aber auch hier ist das Wasser frei von jeden Krankheitskeimen.

Wenngleich ja der Gebrauch von Regenwasser, vorausgesetzt, daß die Tanks stets sauber gehalten werden, für die Gesundheit nicht schädlich ist, so ist doch der ausschließliche Genuß desselben nicht gesundheitfördernd, besonders bei Kindern, bei denen das Bedürfnis der Kalkaufnahme ein größeres ist als bei Erwachsenen. Kommen trockene Zeiten, so müssen die Bewohner Apias ihren Wasserbedarf aus den beiden Apia durchfließenden Flüssen, dem Mulivai und Vaisigano, deren Wasser, so vorzüglich es in den Bergen ist, in der Nähe der See, wie gesagt, doch nicht gerade empfehlenswert ist, entnehmen. Aus diesen Gründen wurde von den Bewohnern Apias die Anlage einer Wasserleitung geplant, welche mit verhältnismäßig geringen Kosten ausgeführt werden kann. Da der Vaisigano, welcher doch wohl in erster Linie in Betracht kommt, weil er das meiste Wasser führt, schon in einer Entfernung von 2–3 km von Apia ein sehr starkes Gefälle hat, so ist weder eine

Pumpstation, noch eine lange Leitung, sondern nur die Anlage eines Sammelbassins erforderlich. Dieses läßt sich wohl am besten dicht unterhalb des Papaloloa-Wasserfalles einrichten, von wo aus das Wasser unter so starkem Druck nach Apia geleitet werden kann, daß auch die benachbarten Plantagen damit versehen werden können.

Es scheint, als wenn die Wasserleitungsfrage in letzter Zeit etwas ins Stocken geraten ist. Ein definitiver Entschluß ist wenigstens noch nicht gefaßt. Hoffentlich kommt die Angelegenheit bald wieder in Fluß und wird einem praktischen Wasserbautechniker übergeben, damit die Anlage nach Fertigstellung nun auch wirklich den Erwartungen und den gemachten Ausgaben entspricht.

Eine Vorbedingung für die günstige Entwickelung Samoas ist die Erschließung der Inseln durch Anlage fahrbarer Straßen. Hierfür ist ja schon manches gethan. Aber das schmale Budget Samoas legt eben allen, auch den notwendigsten Unternehmungen eine Beschränkung auf, sodaß der Straßenbau nur wenig vorwärts kommt. So gut die Straßen innerhalb der alten Municipalität Apias sind, so mangelhaft sind sie außerhalb.

Während meines Aufenthaltes wurde vor allem an dem fahrbaren Wege Apia—Tiapapata-Paß—Südküste gearbeitet, augenblicklich der wichtigste, da er die Insel Upolu durchschneidet und da in seiner Nähe die geplanten Ansiedlungen und Plantagen zu liegen kommen. Hoffentlich ist das Gouvernement in der Lage, den Weg in der beabsichtigten Trace noch vor Ablauf eines Jahres zu Ende führen zu können, um dann eine Abzweigung,

welche von Utumapu in westlicher Richtung auf dem Abhange der Berge in der allgemeinen Höhenlage von 800—900 Fuß, unter streckenweiser Benutzung des Alafaalava-Weges, entlang führt und etwa in Fasitootai auf den nördlichen Küstenweg mündet. Dieser Weg erschließt das ungemein fruchtbare Binnenland, wo noch keine einzige Anpflanzung sich befindet, wo kein Eingeborener wohnt, jetzt noch alles Wildnis, reiche, üppige Wildnis. Dort kann der fleißige deutsche Ansiedler ein Paradies schaffen und durch verhältnismäßig leichte Arbeit für sich und seine Nachkommen ein Vermögen verdienen.

Aber einen Weg muß er haben, auf dem er bequem und schnell die Erzeugnisse seiner Arbeit nach Apia bringen kann. Man kann ihm nicht zumuten, daß er mit seinem Kapital, von dem er jeden Pfennig für seine Pflanzung gebraucht, sich einen Weg durch den Busch schlagen soll. In späteren Jahren werden die Kosten, welche durch den Wegebau entstanden sind, indirekt durch Steuern reichlich wieder einkommen. Zwischen dem nördlichen Küstenwege und diesem „oberen" Wege könnten dann einige befestigte Verbindungswege hergestellt werden, einer am Papaseea vorbei, einer nach Vaitele und einer unter Benutzung des schon vorhandenen Pfades nach Tuanai.

Dieses Straßennetz ließe sich in späteren Jahren mit der zunehmenden Besiedelung und Bebauung des Landes sehr leicht weiter ausbauen, etwa in folgenden allgemeinen Linien:

1) Ein Weg um die Insel, dem Laufe der Küste folgend und die fast ausnahmslos dort liegenden Ein-

geborenendörfer, Handelsstationen und Kokosnuß-pflanzungen verbindend.

2) Der von mir sogenannte „obere" Weg, von Fasitootai am Nordhange des Höhenzuges entlanglaufend, in der allgemeinen Richtung West—Ost und auf den nördlichen Küstenweg bei der Fangaloa-Bucht mündend.

3) Ein Querweg Tuanai-Lukosana.

4) „ „ Apia-Siumu.

5) „ „ Falifa-Faleula.

Diese Wege müssen doppelte Spurweite haben und macadamisiert sein, denn sonst werden sie von der Vegetation überwuchert und erfordern dauernde Reinhaltung, vor allem wird der Küstenweg von den Strandkrebsen durchlöchert werden, was für Pferde eine große Gefahr ist.

Auf Savaii wird man sich darauf beschränken müssen, den schon teilweise bestehenden Weg um die Insel herum zu befestigen. Das Innere Savaii's — und das wird vielleicht manchen wundern — ist stellenweise noch ganz und gar nicht erforscht. Savaii ist nachweislich erst von einem einzigen Weißen durchquert worden, nämlich von dem verdienstvollen Samoaforscher Leutnant a. D. W. von Bülow.

Auf Savaii findet ein unternehmender Reisender, welcher über hinreichende Zeit verfügt und in der Landesaufnahme kundig ist, viel lohnende Beschäftigung. Überhaupt sind die geographischen Angaben, selbst über Upolu, so ungenau, daß eine gründliche Land- sowohl wie Seevermessung dringend notwendig ist. Die bis jetzt vorhandenen Karten, unter schwierigen Umständen gemacht, gewiß eine mühsame und anerkennenswerte

Arbeit, genügen ganz und gar nicht. Die Küstenlinien, vor allem die Riffe, sind teilweise ganz falsch angegeben, die Lotungen sind nicht korrekt, Berge und Flußläufe sind um 3 bis 4 Kilometer verzeichnet. Das kann für die Schiffe böse Folgen haben und führt in späteren Jahren zu den verworrensten Grenzstreitigkeiten unter den Landbesitzern.

Die Samoaner haben in früheren Jahrhunderten die großartigsten Straßenanlagen ausgeführt, von denen noch heute staunenswerte Überreste vorhanden sind. Man sollte meinen, auch die jetzigen Samoaner könnten nach und nach zu Verständnis und Lust an Wegebauten erzogen werden. Was von Eingeborenen hierin geleistet werden kann, habe ich auf der Carolinen-Insel Yap gesehen. A la bonheur! Ein Kompliment dem deutschen Bezirksamtmann Senft! 40 Kilometer gepflasterter und tadellos nivellierter Straßen mit mustergültigen Brückenbauten durchziehen die Insel Yap. Diese Straßen sind innerhalb zweier Jahre hergestellt und, was das Beste ist, sie kosten der Regierung fast gar nichts. Der Bezirksamtmann hat es verstanden, die Eingeborenen für den Straßenbau zu interessieren und den Ehrgeiz zwischen den einzelnen Dorfschaften zu wecken. Diejenige Dorfschaft, welche das ihr zufallende Stück der Straße am besten und schnellsten gebaut, wird durch ein Geschenk belohnt.

Genau so sind die Samoaner veranlagt. Der Ehrgeiz bildet bei ihnen das Leitmotiv zu den meisten Handlungen, und, um den lokalen Ehrgeiz, wie er auf Samoa zwischen den Eingeborenen-Dörfern besteht, zu befriedigen, scheuen sie keine Kosten, keine Arbeit.



Vierjähriger Kakaobaum.

Erreichen denn die Missionare nicht alles bei den Samoanern dadurch, daß sie an ihren Ehrgeiz appellieren? Ein samoanisches Dorf baut eine schöne Kirche. Die Kirche des Nachbardorfes ist zwar noch recht gut, aber die Dorfbewohner ruhen nicht eher, angestachelt durch ihren Missionar, und arbeiten mit allen Kräften, bis auch sie eine Kirche fertiggestellt haben, welche die des Nachbardorfes noch in Schatten stellt. Oder die Missionare veranstalten eine Geldsammlung für irgend einen sogenannten guten Zweck. Die Gemeinde A. giebt, sagen wir, 200 Dollar. Der Missionar teilt seinem Amtsbruder der Gemeinde B. das Resultat der Kollekte mit, worauf dieser letztere dann seinen Gemeindemitgliedern in längerer Rede auseinandersetzt, daß sie Schimpf und Schande über die „vornehme und reiche" Gemeinde B. bringen würden, wenn sie nicht mindestens ebensoviel zusammen brächten, wie die „schmutzige und arme" Gemeinde A.

Nun, ich meine, ob es mit etwas Geschicklichkeit nicht gelingen könnte, diesen Ehrgeiz der Samoaner in nützliche Bahnen zu lenken und ihn für den Bau von Straßen und Anlagen zur Befestigung der teilweise bös zerwaschenen Küste und andere wertvolle, öffentliche Arbeiten zu verwenden. Das würde eine große Ersparnis bedeuten. Am Bau der im Innern geplanten Straßen, welche samoanische Dörfer nicht berühren, werden sich die Eingeborenen allerdings wohl kaum interessieren.

Was aber sofort in Angriff genommen werden kann und muß, ist die Anlage eines Telephonnetzes, welches die Pflanzungen und Handelsstationen mit

Apia verbindet. Da es auf Deutsch-Samoa nur „eine“ Poststation und zwar in Apia giebt, was auch zur Zeit genügt, so müssen Briefe und Bestellungen von den Privatleuten selbst besorgt oder durch Boten übermittelt werden. Wieviel kostbare Zeit geht auf diese Weise verloren, besonders, wenn der Weg zur See gemacht werden muß und widrige Winde das Boot oft einen ganzen Tag aufhalten! Dabei können fast alle diese Mitteilungen mit dem Telephon gemacht und durch die sofort erfolgende Antwort erledigt werden. Nirgends ist ein Telephon von größerer Bedeutung, als gerade in einem Lande mit schlechten Verkehrswegen!

Wie ganz anders war das in Hawaii. Da erledigte der Plantagenbesitzer nach dem Frühstück seine Geschäfte in einem ¼stündigen Zwiegespräch mit Leuten, welche zuweilen mehrere Tagereisen entfernt wohnten, und dann konnte er sich ungestört seiner Arbeit auf der Plantage widmen.

Geradeso könnte es in Samoa sein. Und dabei wird die Anlage eines Telephons ein sehr einträgliches Unternehmen sein, da es sich schon jetzt, unter Berücksichtigung eines großen Sicherheitscoefficienten, mit mindestens 12 % verzinsen würde.

Ich komme jetzt zu der für Samoa so überaus wichtigen Arbeiterfrage. Wie bereits im vorigen Abschnitte gesagt, neigt der Samoaner nicht sehr dazu, für Fremde Arbeit zu übernehmen, da er meistens selbst ein kleines Anwesen und nur wenig Bedürfnisse hat. Geschickten Ansiedlern jedoch, welche schon längere Zeit im Lande sind und die Eingeborenen richtig zu behandeln verstehen, ist es gelungen, für ihre Pflanzungen sich

einen kleinen Stamm ständiger und brauchbarer Arbeiter meist aus entlegeneren Dörfern Samoas heranzuziehen. Hierbei helfen ihnen ihre Beziehungen zu samoanischen Häuptlingsfamilien und die Kenntnis der Landessprache. Die Zahl dieser samoanischen Arbeiter ist aber eine sehr beschränkte und deckt knapp den augenblicklichen Bedarf, und die Kosten für dieselben sind infolgedessen recht bedeutende (einschließlich Verpflegung 40—50 Mark monatlich).

Das Praktischste ist schließlich noch, man giebt dem Arbeiter einige Acres Land, auf dem er seinen Lebensunterhalt gewinnen kann, baut ihm ein samoanisches Haus und giebt ihm die Erlaubnis, seine Familie und Verwandten mitzubringen. So kann man den Eingeborenen an seinen Arbeitsplatz fesseln und bei guter, freundlicher Behandlung auch Jahre lang halten. Das ist aber immer doch nur ein Notbehelf, und viele Pflanzer würden gern mehr Arbeiter beschäftigen, wenn sie zu haben wären.

Die Entwickelung und Ausdehnung der Pflanzungen geht infolgedessen nur ganz langsam vorwärts. Da muß bald Abhülfe geschaffen werden, denn mit der zunehmenden Zahl der Pflanzer wird die Arbeiternot immer größer. Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat sich rechtzeitig die nötigen Arbeiter gesichert, indem sie das Vorrecht erworben hat, auf den Salomons- und benachbarten Inseln Arbeiter anzuwerben und in Samoa einzuführen. — Die Arbeiterfrage ist jetzt eine so brennende geworden, daß eine Verzögerung der Lösung die schwerste Schädigung der Kolonie im Gefolge hat.

Da giebt es nur zwei Auswege. Entweder nimmt das Gouvernement selbst die Arbeitereinfuhr in die Hand und versorgt die Pflanzungen mit den geforderten Arbeitern zum Selbstkostenpreis, oder aber es bildet sich ein Konsortium aus einigen Pflanzungsinteressenten oder besser noch eine unabhängige Firma für Arbeiter-Import, welche mit den entsprechenden Geschäften in dem übervölkerten Ostasien in Verbindung tritt und so die Arbeitervermittlung übernimmt. Woher die einzuführenden Arbeiter am besten genommen werden, ist eine ganz sekundäre Frage und wird erst mit der Zeit durch praktische Erfahrungen entschieden werden können.

Was ich von Malayen aus Niederländisch-Indien, die man mir auf Samoa sehr pries, gesehen und gehört habe, unter anderem auch auf den Carolinen, hat mich eigentlich wenig für diese Arbeiter eingenommen. Man schilderte sie mir als anspruchsvoll, wenig fleißig und ungeschickt, und ich fand, daß dieses Urteil ziemlich stimmte. Man darf allerdings nicht vergessen, daß der Bedarf an Arbeitern auf den Sunda-Inseln selbst sehr groß ist und nur durch Hinzuziehung chinesischer Kulis gedeckt werden kann, sodaß nur der allerschlechteste Ausschuß auf Kontraktarbeit außer Landes geht.

Dagegen habe ich in Süd-Californien und auf den hawaiischen Inseln Chinesen als ganz vorzügliche Landarbeiter und mustergültige Züchter, besonders von Kleinvieh gefunden. Ihre Arbeitgeber waren sehr mit ihnen, besonders mit den Nordchinesen, zufrieden, während man betreffs der japanischen Landarbeiter geteilter Ansicht war; man lobte ihr sachverständiges Pflanzen, tadelte aber sehr ihre Neigung, in Lohnbewegungen ein-

zutreten, zu welchem Zwecke sie sich überall zu Vereinen organisieren.

Als die besten Landarbeiter, welche auch das Klima außerordentlich gut vertragen, wurden mir auf Hawaii Portugiesen geschildert. Die Land- und Plantagenbesitzer arbeiten mit ihnen meistens auf „half-share“, d. h. der Besitzer giebt dem Arbeiter eine Parzelle Land und schießt ihm das nötige Geld vor, um sich Werkzeug &c. zu kaufen. Ein kleiner Teil des Landes bleibt für den Arbeiter reserviert, auf dem er für sich Früchte, Gemüse &c. für seinen eigenen Lebensunterhalt pflanzen und Schweine und Hühner züchten kann, während der Gewinn aus der Pflanzung zu gleichen Teilen zwischen Eigentümer und Arbeiter geteilt wird.

Das ist eine sichere und bequeme Einnahme für den Eigentümer, und der Arbeiter hat ein viel größeres Interesse und arbeitet viel fleißiger, als wenn er seinen stets gleichen Monatslohn erhält.

Von den Chinesen fürchtete man auf Samoa, daß sie den Kaufleuten durch Handeltreiben eine schwere Konkurrenz machen und nachher womöglich im Lande bleiben würden. Nun, das Handeltreiben kann ihnen ja gesetzlich verboten werden, und wenn sie später als selbständige, fleißige Landbebauer an der wirtschaftlichen Entwickelung Samoas mitarbeiten, so können sie uns doch nur willkommen sein. Natürlich muß von den Behörden stets sorgsam gewacht werden, daß die Chinesen nicht überhandnehmen.

Missionare und Schulen habe ich bereits in einem der vorhergehenden Abschnitte so ausführlich behandelt,

daß es genügt, das dort Gesagte noch einmal kurz dahin zusammenzufassen:

1) Alle auf Samoa befindlichen ausländischen Missionare, welche eine Lehrthätigkeit ausüben, sind von den Missionsgesellschaften nach und nach, aber in nicht zu langsamem Tempo, durch Deutsche zu ersetzen.

2) Wird auf den Schulen außer in der samoanischen Sprache unterrichtet, so hat dies in der deutschen zu geschehen.

3) Es wird den Missionaren gestattet, höchstens einmal im Jahre eine öffentliche Sammlung unter den Eingeborenen vorzunehmen. Alle weiteren Sammlungen für Missionszwecke sind aufs strengste verboten. Verstöße gegen diese Vorschrift werden mit den höchsten Geldstrafen belegt.

4) Umwandlung der in Apia bestehenden deutschen Privatschule in eine Regierungsschule mit Schulzwang für alle weißen und halbweißen Kinder vom 6. bis 12. Lebensjahre.

5) Alle eine Lehrthätigkeit ausübenden männlichen Personen müssen verheiratet sein und zwar mit einer der weißen Rasse angehörigen Frau. Von Beobachtung dieser Vorschrift sind nur Mitglieder der katholischen Kongregationen ausgenommen.

Diese letzte Forderung (5) wird mancher, welcher samoanische Verhältnisse nicht kennt, sonderbar finden. Und doch muß sie um so mehr aufrecht erhalten werden, als die überwiegende Mehrzahl der weißen Ansiedler mit Vollblut- oder Halbblut-Samoanerinnen verheiratet ist. Das lag zunächst an dem Umstande, daß nur sehr

wenige heiratsfähige weiße Mädchen dort waren, und dann auch machten die hübschen Samoanerinnen mit ihren teils recht guten Hausfraueneigenschaften den Männern das Heiraten ziemlich leicht.

Es giebt viele glückliche Ehen zwischen Weißen und Samoanerinnen, aber auf der andern Seite sind doch auch viele, sehr viele solcher Ehen, mögen sie gesetzmäßig sein oder nur fa'a Samoa doch reich an bitteren Enttäuschungen, denn nur zu bald stellt sich heraus, daß die samoanische oder Halbblut-Frau zwar ein allerliebstes und niedliches Spielzeug ist, welches das Leben eines weißen Mannes verschönt, wenn sie will und besonders wenn sie jung ist, daß aber das geistige Band der Interessengemeinschaft meist nur ein sehr lockeres ist, infolgedessen namentlich der gebildete Mann in einer solchen Ehe auf die Dauer keine rechte Befriedigung findet.

Schwer ins Gewicht fällt auch das große Mißverhältnis der physiologischen Veranlagung der beiden Ehegatten und bildet den Grund zu ernsten Mißstimmungen auf der einen und folgenschweren Ausschreitungen auf der anderen Seite. Dazu kommen dann häufig noch üble Erfahrungen mit den aus solchen Ehen hervorgegangenen Mischlingskindern, welche meistens die schlechten Eigenschaften beider Rassen in sich vereinigen. Natürlich giebt es auch vortheilhafte Ausnahmen.

Aus allen diesen Gründen kann den weißen Ansiedlern nicht genug abgeraten werden, in den Kolonien, in welchen eine weiße Frau leben kann und in ihren Funktionen nicht gestört wird, sich mit einem farbigen

oder Mischlingsmädchen zu verheiraten. Ich gehe sogar soweit, allen denen, welche in eine gesunde Kolonie gehen und ein einigermaßen ausreichendes Gehalt beziehen oder sonst pekuniär gegen direkte Nahrungssorgen geschützt sind, zu raten, sofort bei ihrer Ausreise von Deutschland sich eine Frau mitzunehmen. Dies mag ja anfangs manche Unbequemlichkeit mit sich bringen, aber anderseits ist es doch später ein unschätzbarer Vorteil, ein glückliches deutsches Heim zu haben mit einer Frau, die Freud und Leid teilt und die mit ihrem praktischen Hausfrauensinn die Wirtschaft zusammenhält. Zierpüppchen und Salonkätzchen sind in Samoa natürlich nicht brauchbar, wohl aber verständige und energische Mädchen, welche höhere Ideale haben, als auf Soireen in glänzenden Roben herumzutänzeln und zweifelhafte Romane zu lesen, mit spitzem, goldplombiertem Mündchen Pralinees lutschend. Aber alles dieses wird nur der wirklich zu würdigen verstehen, welcher Land und Leute der Südsee aus eigener Anschauung kennt. Doch hoffe ich, daß auch mancher andere es jetzt begreiflich finden wird, warum wir gerade für diejenigen Menschen, deren Beruf es ist, als Pioniere einer höheren Kultur in unsern Kolonien zu lehren und zu leben, die Verheiratung mit einer deutschen Frau zur Forderung machen müssen.

Das ist kein engherziger Chauvinismus, das ist eine Forderung der reinen Vernunft. Welch' reiches Feld bietet sich nicht in Samoa der Frau des Predigers, des Lehrers und überhaupt jeder weißen Frau! Ist nicht gerade sie dazu berufen und geschaffen, deutschen Geist und deutsche Sitten in den Kolonien auszubreiten



Samoanische Landstraße (bei Leulumoega)

den Frauen und Kindern der Eingeborenen nützliche Dinge zu lehren und überall versöhnend und lindernd dort einzugreifen, wo die rauhe Hand des leider zuweilen selbstsüchtigen Ansiedlers der Humanität und der deutschen Civilisation eine Wunde geschlagen hat?

Mehret in den gesunden Kolonieen die Zahl der deutschen Frauen, und in kurzer Zeit wird der ganze Geist der Kolonie sich heben, wird der entartende Einfluß, den das allzufreie, zwanglose Leben in einem wenig civilisierten Lande unleugbar auf den Mann ausübt, gebrochen, und dadurch indirekt auch der wirtschaftliche Wert der Kolonie gesteigert werden!

Der Gesamthandel Samoas zeigte während der letzten Jahre eine ebenso stetige als bedeutende Zunahme.

Es betrugen im Jahre:

1897	der Import	1 347 208 *M.*;	der Export	975 207 *M.*
1898	„ „	1 480 734 *M.*;	„ „	1 141 968 *M.*
1899	„ „	2 095 617 *M.*;	„ „	1 769 104 *M.*

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache, und es ist gar keine Frage, daß der Handelsverkehr in der bisherigen Weise zunehmen wird, um so mehr, als die Plantagen sich jetzt von den Schäden, welche die fortwährenden Kriege ihnen zugefügt haben, erholen können, und viele neue Pflanzungen hinzugekommen sind, welche bisher überhaupt noch nicht getragen haben. Zu erwähnen ist noch, daß die an die Vereinigten Staaten abgetretenen kleinen Inseln sich am Import und Export mit einem so verschwindend kleinen Bruchteil beteiligt

haben, daß dieser Fortfall für die Gestaltung des Handels von Deutsch-Samoa gänzlich belanglos ist.

Um von dem geschäftlichen Leben auf Samoa ein anschauliches Bild zu geben, ist in Anhang II eine namentliche Liste der bedeutendsten Kaufleute, Gewerbetreibenden, Pflanzer ꝛc. aufgeführt. Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat unter ihnen bisher unbestreitbar eine leitende Stellung eingenommen. Ob sie dies aber auch für die Folge in dem Maße wie bisher thun wird, ist fraglich. Für eine vorteilhafte Weiterentwickelung Samoas wäre es immerhin förderlicher, wenn der frische Luftzug einer kräftigen, nationalen Konkurrenz jeden monopolisierenden Staub aus der Strandstraße Apias hinausfegte. Vor allem würde dadurch eine nicht unbedeutende Preisermäßigung aller Gebrauchsartikel eintreten, und das würde für die ganze Kolonie ein großer Vorteil sein.

Von der Natur sonst so reichlich bedacht, ist Samoa arm an guten Häfen, und das ist der Grund, weswegen der Seemann einen Besuch Samoas nicht sehr liebt. Der einzige brauchbare Hafen Pago-Pago wurde an Amerika abgetreten; übrigens ist er aber so klein und hat einen so tiefen, schlechten Ankergrund, daß er kaum mehr als 4—5 größere Schiffe in sich aufnehmen kann. Daneben sind auf dem felszerklüfteten, winzigen Tutuila die Raumverhältnisse viel zu ungünstig, als daß sich aus Pago-Pago jemals ein Hafenplatz von irgend welcher Bedeutung bilden könnte. Der Hafen ist allerdings vorzüglich, um einigen amerikanischen Kriegsschiffen als sicherer Unterschlupf zu dienen; daß nebenbei die amerikanische Oceanic-Dampfschiffahrts-

Gesellschaft diesen Hafen und nicht mehr Apia anläuft, war gewiß ein Nachteil für den letzten Platz, welcher aber durch die Errichtung einer deutschen Dampferlinie ganz ausgeglichen werden kann.

Alle anderen Häfen Samoas sind für Schiffe mit größerem Tiefgang unbrauchbar, denn entweder sind sie von der Koralle bis zur Unbrauchbarkeit zugewachsen oder sie bieten gegen die Stürme der schlechten Jahreszeit, und besonders gegen die Nordost, Nord, Nordwest durchlaufenden Orkane keinen genügenden Schutz.

Über den Hafen von Apia im besonderen hat die Geschichte ihr vernichtendes Urteil gesprochen. Es kann sich daher nicht darum handeln, ob mit technischen Mitteln für die Deutsch-Samoa besuchenden Schiffe ein brauchbarer Handelsplatz geschaffen werden muß, sondern die Frage kann nur die sein, wie und wo eine solche Anlage zu machen ist. Molen in die See hinauszubauen, wie z. B. in Colombo und Freemantle, ist wegen der schnell zunehmenden Tiefe des Wassers unmöglich. Deshalb wird wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als mit dem Hafen landeinwärts zu gehen und im weichen, flachen Lande ein genügend großes Bassin auszuheben, zu welchem eine durch das (tote) Korallenriff zu sprengende Einfahrt leitet. Es ist zwecklos, in dieser Sache irgend welche Projekte zu machen, bevor nicht umfangreiche Bohrversuche Aufschluß über die verschiedenen Härtegrade der Koralle und die Untergrundverhältnisse gegeben haben. Was seitens der Marine geplant ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Immerhin würde es für die Stationsschiffe ein unschätzbarer Vorteil sein, die schlechte Jahreszeit in einem sicheren Hafen ver-

bringen zu können, anstatt, wie jetzt, 5 Monate lang mit „Dampf auf" von den Wellen des Apia-Hafens hin und her geworfen zu werden, jeden Augenblick bereit, in See gehen zu müssen. Oder aber das Stationsschiff verläßt Samoa, wenn die politischen Zustände es gestatten, und geht nach Australien, um Mannschaft und Schiff nicht unnötig aufs Spiel zu setzen.

Denselben Gefahren sind aber auch die Handelsschiffe ausgesetzt, und deswegen suchen sie Samoa nur ungern auf. Das wird anders, sowie ein sicherer Hafen den Schiffen vollkommenen Schutz gewährt. Sie werden kommen, um in ihm das Ende der schlechten Witterung abzuwarten und, wenn möglich, gleichzeitig ihre Geschäfte dort zu erledigen. Der Hafen müßte aber zugleich mit Anlagen zum Docken mittelgroßer Schiffe verbunden sein, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß die Schiffe nirgends schneller als in der Südsee bewachsen und infolge dessen ein häufiges Reinigen benötigen. Ausreichende Dockanlagen würden die Schiffe mit magnetischer Kraft nach Samoa ziehen, um so mehr, als in dem riesigen Inselgebiet der Südsee kein Dock vorhanden ist, und die zahlreichen Kopraschoner und kleinen Dampfer, welche den Verkehr zwischen den Inseln vermitteln, gezwungen sind, zum Docken die weite Reise nach Sydney, San Francisco oder Hongkong zu machen. Die Schiffe würden sich dann auch in Samoa verproviantieren und überhaupt manches Geld dorthin bringen. Desgleichen würden auch unsere Südseekreuzer in Samoa docken können, und die vielen Hunderttausende, welche sonst alljährlich fremden Docks zufließen, würden in deutschen Händen bleiben.

Ein Hafenbau mit allen erforderlichen Nebenanlagen in Samoa wird gewiß immerhin recht kostspielig sein; unter 10 Millionen wird er sich kaum herstellen lassen, wie man annimmt. Das aber dürfte wohl ziemlich sicher sein, daß die Unterhaltungskosten bald durch die Einnahmen gedeckt werden können, während an eine Verzinsung und Amortisierung natürlich erst in späteren Jahren, nach Eröffnung eines mittelamerikanischen Kanales, gedacht werden kann.

Auch wenn der Bau eines Hafens schon bald in Angriff genommen würde, so würden doch noch viele Jahre bis zu seiner Vollendung vergehen, und der Hafen von Apia würde in seiner jetzigen Gestalt noch für lange Zeit Eingangshafen für Deutsch-Samoa bleiben. Daher wird es sich verlohnen, denselben mit einigen kleinen, aber höchst wertvollen Verbesserungen zu versehen. Da ist zunächst die Anbringung von sog. Festmacherbojen ein sehr dringendes Erfordernis, damit die Schiffe schnell fest und losgemacht werden können und besonders bei einem plötzlich einbrechenden Sturm keine Zeit mit dem oft langwierigen Hieven der Ankerkette verlieren.

Auch die Bebakung und Befeuerung des Apia-Hafens sowie einiger anderer Plätze, z. B. Saluafata, Amaile, Mulifanua, könnten mit geringen Kosten vervollkommnet werden. Es würde zu weit gehen, noch näher auf diesbezügliche Einzelheiten einzugehen. Das aber möchte ich doch noch besonders hervorheben, daß, wenn auch mit dem Hafenbau auf Deutsch-Samoa noch einige Jahre gewartet wird, wir ihn doch unter allen Umständen so rechtzeitig in Angriff nehmen müssen, daß seine Fertigstellung mit der Beendigung des mittel-

amerikanischen Kanals zusammenfällt. Dann kann sofort eine direkte Linie Deutschland-Central-Amerika-Südsee eröffnet werden, und mit Hülfe derselben wird es dem deutschen Handel gewiß gelingen, die ganze östliche Hälfte des Südseegebietes für sich zu erobern.

Zum Schluß nur noch einige Worte betreffs der Eingeborenenpolitik. Es ist das Bestreben der deutschen Regierung, den nun endlich hergestellten Frieden zwischen den Eingeborenen auch dauernd zu erhalten. Das wird auch gewiß der Fall sein, solange Mataafa lebt und Alii Sili ist, da er es erreicht hat, wenn auch nicht die Liebe, so doch die Achtung seiner politischen Gegner zu gewinnen. Wie aber wird es nach seinem Tode werden? Werden die seit Generationen verfeindeten Parteien sich durch den Nachfolger Mataafas von einem Auflodern des Hasses ebenfalls zurückhalten lassen? Ist es nicht sogar leicht möglich, daß gerade um die Besetzung der Würde des Alii Sili der Streit entbrennt? Diese Würde mit dem Tode Mataafas abzuschaffen, würde allerdings ein großes Versehen sein, im Gegenteil, die Regierung muß die Macht des Alii Sili, soweit zuläßig ist, stärken und den Inhaber dieser Würde auch äußerlich nach jeder Richtung hin vor seinen Landsleuten auszeichnen, damit sein Ansehen und Einfluß im Volke groß sei. Dann wird die Regierung am besten auf die Samoaner einwirken können und durch die Vermittlung des Alii Sili alle ihre Forderungen mit Leichtigkeit durchsetzen, denn der Alii Sili wird wegen des Gehalts und der ihm erwiesenen Ehrungen stets auf Seite der Regierung sein.

Die Ernennung eines Nachfolgers aber noch zu Lebzeiten Mataafas, wobei namentlich auch der Rat

dieses klugen Häuptlings und die Stimmung des Volkes berücksichtigt werden muß, wird die Gefahr eines Wiederausbruches der Feindseligkeiten sehr herabmindern. Der auserwählte Nachfolger muß dann noch zu Lebzeiten des Alii Sili namentlich bei Versammlungen eine Ausnahmestellung vor den anderen Häuptlingen einnehmen. So wird es möglich sein, das Ansehen des Vorgängers wenigstens teilweise auf den neuen Alii Sili zu übertragen, und das samoanische Volk, welches sich schon seit Jahren daran gewöhnt hat, in ihm den Nachfolger zu sehen, wird, wenn der Wechsel eintritt, sich gleichgültig verhalten.

Es ist leider eine nicht zu leugnende Thatsache, daß die Eingeborenen auf allen Inseln der Südsee, wo sie mit der weißen Rasse in nähere Berührung gekommen sind, dem Aussterben entgegen gehen. Schuld hieran tragen die von den Weißen eingeschleppten Krankheiten, namentlich die Luës, welche unter den sorglosen, wenig widerstandsfähigen Eingeborenen entsetzlich aufräumt, ferner der früher von den Kaufleuten schrankenlos eingeführte Alkohol und die, den Eingeborenen aufgedrängte, dem Klima und ihrer Lebensweise nicht entsprechende europäische Kleidung.

Die Zahl der Samoaner ist früher sehr überschätzt worden. La Perouse, welcher die Inseln i. J. 1787 besuchte, gab dieselbe auf 400 000 an, doch steht andererseits fest, daß sie noch am Anfange dieses Jahrhunderts erheblich größer gewesen ist als jetzt. Es scheint aber, als ob seit einiger Zeit nicht nur ein Stillstand in der Abnahme der Bevölkerung, sondern sogar eine ganz kleine Zunahme stattgefunden hat. Diese erfreuliche



Samoanische Straße.

Thatsache ist darauf zurückzuführen, daß das kräftige samoanische Blut anfängt, den zerstörenden Einfluß der weißen Kultur nach und nach zu überwinden, unterstützt durch die natürliche Abneigung der Samoaner gegen scharfe, alkoholische Getränke und die ihnen lästige europäische Kleidung. Unter diesen Umständen ist es eine dankenswerte Aufgabe der deutschen Regierung, alles zu unternehmen, um eine weitere Zunahme des samoanischen Volkes herbeizuführen. Dazu ist es nötig, die dauernde Unantastbarkeit des den Eingeborenen gehörigen flachen Landes zu garantieren, soweit dieses zu ihrem Lebensunterhalt erforderlich ist, wobei recht reichlich gemessen werden muß unter Berücksichtigung der angestrebten Vermehrung der Eingeborenen.

Ein zweites Erfordernis ist die unbedingte Erhaltung der einheimischen Sitten und Lebensgewohnheiten, denn diese entsprechen den körperlichen Bedürfnissen der Samoaner am besten. Das Gouvernement sollte strenge darauf halten, daß bei allen von ihnen veranstalteten öffentlichen Versammlungen, Festen, Besprechungen u. s. w. die Eingeborenen, namentlich auch die Frauen, in ihrer einheimischen leichten Kleidung erscheinen.

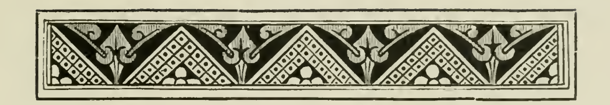
Ein praktisches Mittel schließlich, die Zahl der Geburten zu heben und den leider häufig künstlich vorgenommenen Abortus einzuschränken, ist die Gewährung von Kinderprämien, welche mit dem 3. Kinde ein und derselben Mutter beginnend, der letzteren beim Eintritt des Kindes in das 2. Lebensjahr auszuzahlen ist.

Ob mit derartigen Mitteln Erfolge erzielt werden,

läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, doch ist anzunehmen, daß wir bei einiger Fürsorge die einheimische Bevölkerung zum mindesten auf dem jetzigen Stande erhalten können. Das aber muß unser Bestreben sein, denn wir kommen nicht als die rücksichtslosen Ausbeuter eines reichtumgesegneten Landes, sondern als die Bringer einer arbeitseifrigen, aber gleichzeitig humanen Kultur.

Deutsche Ansiedler.





XII.

Deutsche Ansiedler.

Es war ein Sonnabend, der letzte Tag vor meiner Abreise von Upolu. — — —

Ein goldener, jubilierender Morgen nach einer regnerischen, finsteren Nacht. Die Sonne strahlte in ihrem hellsten Glanze auf die feuchte Erde nieder, daß man wirklich und wahrhaftig das junge Gras wachsen hören konnte. Ueberall knipste und knapste es von aufspringenden Blütenknospen und Halmen in dem feuchten Gebüsche.

Frau Sonne lächelte ihr gewohntes mildes Lächeln, welches sie immer zeigt, wenn sie wieder erscheint, nachdem sie sich für einige Zeit diskret in ihr Kämmerlein zurückgezogen hat, um sich von ihrer Tagesarbeit auszuruhen, die von dem langen Weg zerrissenen Strümpfe zu stopfen, oder, was weiß ich, was Frau Sonne alles anstellt, wenn sie sich den frechen Blicken der Menschen entzieht. Verdächtig war es allerdings immerhin, daß auch Herr Mond in der Nacht sich nicht hatte blicken lassen, sodaß die dickbäuchigen, schmutzigen Regenwolken

ungestört ihren Hexentanz um unser liebes Samoa hatten ausführen können.

Jetzt aber war Frau Sonne wieder da und lachte. Sie lachte über die Menschen mit all' ihrer Narretei und ihren Sorgen. Sie lachte über die braunen, schwarzen und weißen Bewohner Samoas; über welche am meisten, das weiß ich nicht. Wenigstens lachte sie auch über mich und meinen „flotten Max", welcher nur so die Straße entlang fegte, zwischen hochstämmigen Palmen und dicken Brotfruchtbäumen hindurch, und vor Freude über den schönen Morgen mit seinem nur spärlich behaarten Schweife gar zu lustige Kreise in den Wind schlug.

Er lachte nämlich auch, der „flotte Max", im tiefsten Innern seiner schwarzen Seele, und zwar weniger über den schönen Morgen als über die Thor- und Faulheit seines Herrn, welcher wieder einmal den schweren Photographentornister an den Sattel geschnallt hatte anstatt auf seinen eigenen Rücken, sodaß der Tornister hurtig hin und her flog, und es im Innern bereits von zerbrochenen Platten lustig klirrte.

Aber auch auf der Erde lachte nicht der „flotte Max" allein, nein alles, alles lachte. Die hübschen Samoanerinnen lachten, wenn sie mir mit ihrer melodischen Stimme ihren Morgengruß „talofa" entgegenriefen, es lachten die roten und blauen Schmetterlinge, wenn sie den duftenden Honig aus den feuchten Kelchen sogen, es lachten die Kokosnüsse hoch oben auf den Palmen, denn sie waren fast alle noch jung und brauchten noch lange nicht zu fürchten, daß so ein frecher samoanischer Schlingel den hohen Stamm herauf-



Samoanisches junges Mädchen, auf weißer Kokosfaser-Decke ruhend.

krabbeln würde, um sie zu stehlen und ihnen den Lebenssaft auszusaugen.

Aber am meisten lachten und freuten sich die kleinen Waldvögelchen darüber, daß sie sich nun ihre nassen Federn wieder an der warmen Sonne trocknen konnten. Man sah ordentlich, wie ihnen das Herz in ihrem kleinen, buntbefiederten Leibchen lachte, indem sie sich dick aufbliesen und die Federn plusterten, um sie wieder in schöne Façon und in die richtige Lage zu bringen, während sie dabei laut lachten, und ihr Lachen in allen Tonarten an den Bergen ein Echo fand.

Alles, alles lachte; und ich — konnte dabei doch gewiß kein saures Gesicht machen, trotzdem ich traurig war, dies herrliche Paradies nun bald verlassen zu müssen.

So kamen wir an den Faluasou-Fluß, dessen Wasser in silbernen Strudeln zum Meere hinabeilte. Der Weg führte geradeswegs auf den Fluß zu an eine Stelle, wo eine wenig tiefe Furt ein Passieren des Flusses zu Pferd oder zu Wagen leicht gestattete. Etwas oberhalb der Furt jedoch führte eine sinnreich konstruierte Hängebrücke für Fußgänger über den Fluß und verriet sofort die Nähe einer wohlgeordneten Pflanzung. Und als eine solche kann die auf der andern Seite des Flusses liegende Tuanaimato-Pflanzung mit vollem Recht bezeichnet werden, deren Besitzer, Herr H. Schmidt, den Ruf des vielseitigsten und kundigsten Pflanzers auf Samoa genießt.

Nach Überschreiten des Flusses führt uns der gut-gepflegte Weg weiter, hindurch zwischen riesigen Urwald-

bäumen, welche deutlich zeigen, daß die hier befindliche Pflanzung unmittelbar der Wildnis abgerungen ist.

Jetzt lichtet sich der Wald, und vor uns liegt ein weithin duftendes, blütenübersäetes Kaffeefeld. Alles junge Bäumchen, 3—4 Jahre alt, welche in diesem Jahre ihre erste Ernte tragen werden. Mitten durch den weißen Blütenschnee hindurch reiten wir, vorbei an den stattlichen Wirtschaftsgebäuden und den Wohnungen für die eingeborenen Arbeiter.

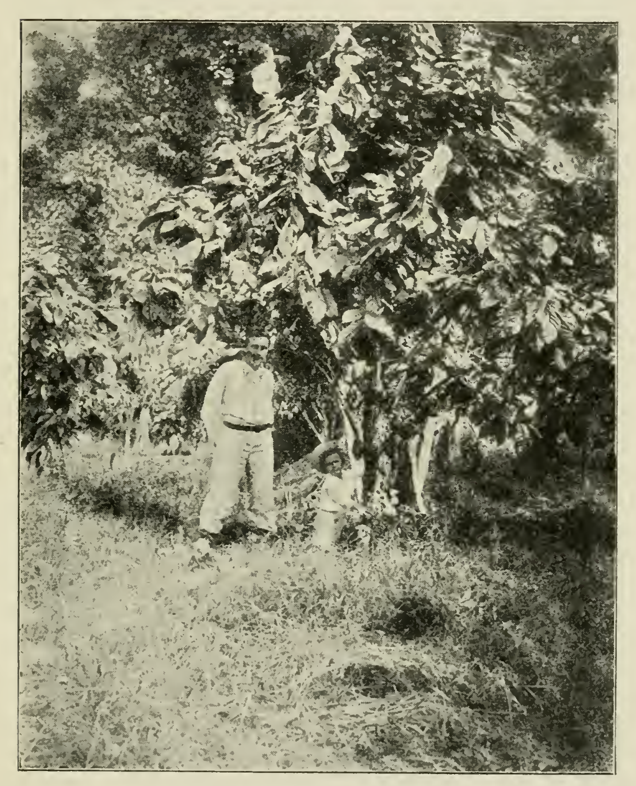
Jetzt sind wir am Wohnhause angelangt. Ein stattliches, schönes Gebäude mit hohen, luftigen Räumen, und mit all der Wohnlichkeit ausgestattet, welche wir in der Heimat so sehr schätzen, dabei aber doch dem tropischen Charakter des Klimas voll und ganz Rechnung tragend.

Auf der geräumigen, blumenumrankten Veranda begrüßen uns der Besitzer und seine junge, im vollsten Glanze der Jugendfrische stehende Frau, ein lebender Beweis dafür, daß deutschen Frauen die Luft Samoas sehr bekömmlich ist. Und neben den beiden ein kleines, allerliebstes Blondköpfchen mit langen, den Nacken herabwallenden Locken. Drei Jahre hatte der kleine Schelm, aber er blickte mit seinen großen, blauen Augen schon recht keck in die Welt und begrüßte den Fremdling, indem er ihm unverzagt sein kleines Patschhändchen gab.

„Grüß dich Gott, mein lieber, kleiner, deutscher Schelm, im deutschen Heim, mitten im deutschen Tropenurwalde!“

Das war wirklich eine Freude! Hier fühlte man wirklich den Pulsschlag der Heimat. Und das empfindet

man um so dankbarer, wenn man in amerikanischen Ländern gelebt und gesehen hat, wie die meisten der



Auf der Tuanaimato-Pflanzung.

früheren Deutschen sich nicht genug beeilen können, um das Deutsche, was sie noch von ihrem Vaterlande

mitgebracht haben, so schnell wie möglich von sich zu streifen.

Nachdem wir uns ausgeruht und manches herzliche Wort mit unsern freundlichen Gastgebern gewechselt hatten, unternahmen wir am Nachmittage eine Besichtigung der Pflanzung, deren gesamter Flächeninhalt etwa 400 Acres beträgt, und die somit eine der größten Samoas ist. Das zu ein Viertel bereits urbar gemachte Land ist hauptsächlich mit Kakaobäumen bestellt, von denen die ältesten, etwa vierjährig, derartig mit Früchten überladen waren, daß sie nur durch Stützen vor dem Niederbrechen geschützt werden konnten. Hier konnte man so recht die unvergleichliche Fruchtbarkeit des samoanischen Bodens sehen. Während in den anderen Kakao pflanzenden Ländern die Bäume meistens erst im 4.—5. Jahre tragen, und der Ertrag eines Acre zwischen drei und höchstens fünf Centnern variiert, tragen die Bäume auf Samoa oft schon vor Ende des 3. Jahres, und Erträge von 10—12 Centner auf 1 Acre sind hier der Durchschnitt, während auf einigen Pflanzungen sogar bis zu 20 Centner von 1 Acre geerntet wurden. Diese Zahlen, denke ich, geben das anschaulichste Bild von der unermeßlichen Fruchtbarkeit des Bodens.

In keinem Lande der Welt sind demnach die Aussichten für den Kakaobau so günstig wie gerade in Samoa. Dieser Umstand, sowie das günstige Klima machen diese Kolonie vor allen andern geeignet, deutsche Einwanderer aufzunehmen und ihnen eine gute, ja, man kann sagen, glänzende Zukunft zu sichern. Nur der Unkenntnis der Verhältnisse ist es zuzuschreiben, daß

der deutsche Unternehmungsgeist und das deutsche Kapital sich betreffs Samoas bisher abwartend verhielten.

Dies ist allerdings jetzt anders geworden, und ich kann schon jetzt verraten, daß eine große deutsche Pflanzungsgesellschaft, welche bereits an zwei Plätzen der Insel Upolu ausgedehnte Landkomplexe erworben hat, im Entstehen begriffen ist.

Aber auch die Zahl der Auswanderungslustigen nach Samoa mehrt sich, wie man aus den zahlreich einlaufenden Anfragen betr. Auskunft über die dortigen Verhältnisse konstatieren kann.

Einem unvermögenden Mann möchte ich indeß die Auswanderung nach Samoa nicht gerade anempfehlen. Ein kleines Kapital ist zum Beginne immerhin nötig, sichert dem Ansiedler aber auch ein schnelleres und leichteres Fortkommen.

Die Frage, wie viel man mitnehmen solle, möchte ich dahin beantworten, daß das sehr von der Persönlichkeit des Betreffenden abhängig ist, und daß naturgemäß mit der Höhe des Betriebskapitals die Chancen des Gewinnes progressiv steigen. Um aber etwaigen Auswanderungslustigen einen ungefähren Anhalt zu geben, möchte ich denselben doch einige Zahlen, aus denen dann jeder selbst seine Schlüsse ziehen kann, nicht vorenthalten.

Ein Einwanderer mit bescheidenen Ansprüchen und einem Betriebskapital von etwa 10000 Mk. thut gut, nicht mehr als 30 Acres guten Landes zu kaufen oder zu pachten und für den Anfang nicht mehr als 15 Acres unter Kultur zu nehmen. Von diesen 15 Acres ist es

zu empfehlen, 12 mit Kakao, 2 mit Kokospalmen und 1 mit Gemüse und Früchten für den Hausgebrauch zu bepflanzen. Daneben ist etwas Weideland anzulegen.

Der Preis des Rohkakaos ist jetzt sehr hoch und noch fortwährend im Steigen begriffen.*) Diese günstige Marktlage wird voraussichtlich noch für manche Jahre anhalten, da der Konsum von Kakao andauernd zunimmt, und die Nachfrage das Angebot weit übersteigt.

Die Zunahme des Konsums geht deutlich aus der folgenden Übersicht hervor:

Der Verbrauch von Kakao, Kaffee, Thee, berechnet auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland, betrug:**)

Im Jahre:	Kakao:	Kaffee:	Thee:
1895	0,644 kg	2,170 kg	0,196 kg
1896	0,924 „	2,335 „	0,450 „
1897	1,484 „	2,271 „	0,560 „
1898	4,144 „	2,423 „	0,644 „

Der Gebrauch von Kakao ist also gegenüber dem von Thee und Kaffee in einer ganz rapiden Zunahme begriffen und hat den Konsum dieser letzteren Genußmittel bereits weit überflügelt.

---

*) Ein Vergleich der Kakaopreise in den letzten Jahren:

Jahren:		1896	1898	1900
Ceylon-Kakao, 1 Sack à 50 kg		46—70 M.	68—80 M.	70—98 M.
Guayaquil-Ariba	do.	58—62,5 „	83—85 „	83—85 „
Trinidad (fein)	„	47—63 „	77—81 „	75—80 „
Grenada	„	40—46 „	73—77 „	72—75 „
Samoa	„	—	—	85—92 „

**) Deutsche Kolonial-Zeitung No. 40, S. 392.

Eine ähnliche Zunahme ist in allen andern Ländern beobachtet worden und trat in den letzten Jahren besonders in Australien und in den Vereinigten Staaten von Amerika hervor. In diesem letzteren Lande stieg der Gesamtverbrauch von

	5960	Tonnen	im Jahre	1892
auf	8500	„	„ „	1898
„	12325	„	„ „	1899
„	14140	„	„ „	1900

Der Verbrauch des Jahres 1900 beträgt, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, nicht mehr als 0,190 kg und ist demnach im Vergleich zu Deutschland noch sehr der Steigerung fähig, und das um so mehr, wenn man berücksichtigt, daß die Lebensführung des Nordamerikaners, besonders auch des kleinen Mannes, eine sehr viel bessere ist als die des Deutschen. Dies ist sehr bedeutungsvoll für die Ausfuhr des samoanischen Kakao, denn Amerika ist für Samoa das nächste große Absatzgebiet.

Diese günstige Marktlage und das unvergleichlich gute Gedeihen des Kakao auf Samoa machen es ratsam, bei Neuanlage von Pflanzungen den Schwerpunkt auf die Kakaokultur zu legen.

Immerhin aber ist es auch zu empfehlen, einige Acres mit Kokospalmen zu bestellen, welche zwar erst im 8. Jahre eine brauchbare Kopraernte liefern, aber in späteren Jahren kaum der Pflege bedürfen und eine stets sichere Einnahme bedeuten. Diese zwei Acres Kokospalmen sollen auf unserer kleinen Pflanzung gleichsam den Reservefonds bilden.

Was nun die Frage, ob Land kaufen oder pachten, anbetrifft, so würde ich mich ganz gewiß für das Kaufen entscheiden, denn die schönste und billigste Pachtung ist in meinen Augen nicht zu vergleichen mit einem eigenen, wenn auch bescheidenen Besitze. Daneben kostet eine Pachtung immerhin 5—10% des Kaufpreises, sodaß der Kauf des Landes auch vom geschäftlichen Standpunkte vorzuziehen ist. Wer allerdings mit ganz bescheidenen Mitteln nach Samoa kommt, dem bleibt schließlich nichts anderes übrig als zu pachten. Aber unter keinen Umständen sollte man sich auf einen Pachtkontrakt einlassen, der nicht mindestens auf 30 Jahre lautet.

Die erste Arbeit eines neuen Ansiedlers ist das Ausroden des Waldes. Das besorgen die samoanischen Eingeborenen recht gut und zu mäßigem Preise, etwa 30—40 Mark für 1 Acre. Während der Zeit baut sich der Ansiedler allein oder mit Hülfe eines Zimmermanns ein einfaches Wohnhaus aus Holz, dessen Kosten bei bescheidenen Ansprüchen 1000 Mark kaum übersteigen. Es erfolgt nun das Auspflanzen der jungen Bäumchen, welche vorher in Saatbeeten oder noch besser in Körben aus Palmblättern gezogen sind. Diese letztere Methode ist deswegen besonders zu empfehlen, weil die jungen Pflanzen in den Körben zur Pflanzstelle getragen werden und dort, ohne wesentliche Teile des an den Wurzeln haftenden Humus zu verlieren, umgepflanzt werden können. Die ganze Arbeit des Pflanzens, einschließlich der Beschaffung des Saatmaterials, kostet etwa 60 Mark für den Acre.

Es vergehen nun im allgemeinen auf Samoa 3—3½ Jahr, bis die jungen Kakaobäume eine einträg=

liche Ernte liefern. Während der ganzen Zeit müssen die Felder sorgfältig von Unkraut gereinigt und die Bäume von Zeit zu Zeit beschnitten werden. Diese letztere Arbeit besorgt der Pflanzer am besten selbst, während zum Reinhalten von 15 Acres 2 Arbeiter genügen, welche noch hinreichend Zeit zur Verfügung haben, um die Wartung des Viehes und die Hausarbeiten zu besorgen.

Die Ausgaben für eine derartige Pflanzung von 30 Acres unter den angegebenen Bedingungen stellen sich, reichlich gerechnet, also etwa folgendermaßen:

1.	Erwerb von 30 Acres zu je 20 Mk. . .	600 Mk.
2.	Klären von 15 Acres je 40 Mk. . . .	600 „
3.	Beschaffung des Saatmaterials, Aufzucht und Auspflanzen 1 Acre = 60 Mk. . .	900 „
4.	2 Arbeiter (monatlich zu je 40 Mk.) zum Reinhalten des Platzes für 3½ Jahr . .	3360 „
5.	Haus	1000 „
6.	Werkzeug	50 „
7.	Eine tragende Kuh	160 „
8.	2 Mutterschweine, 1 Dutzend Hühner . .	120 „
9.	Lebensunterhalt im 1. Jahre	1000 „
	„ 2. „	800 „
	„ 3. „	600 „
	„ 4. „ (6 Monate)	300 „
		9430 „
10.	für Unvorhergesehenes	510 „
	sodaß also ein Kapital von Summa:	10 000 Mk.

völlig hinreicht zur Anlage einer kleinen Kakaopflanzung. Schließlich wird ja auch das Kapital nicht sofort ver-

braucht, sodaß dem Ansiedler auch noch die Zinsen, welche mit 600 Mark nicht zu hoch veranschlagt sind, zur Verfügung stehen.

Für den Lebensunterhalt bestimmte Zahlen anzugeben, hat in sofern seine Schwierigkeiten, als die Kosten desselben sehr verschieden sind, je nach der Persönlichkeit des Ansiedlers. Bei mäßigen Ansprüchen genügen die in Anschlag gebrachten Summen vollkommen, da die Pflanzung, besonders nach dem 1. Jahre dem Ansiedler einen großen Teil des Lebensunterhaltes liefert, sodaß nur weniges zuzukaufen nötig ist.

Da das Vieh draußen reichlich Nahrung findet, braucht es im allgemeinen nur soweit gefüttert zu werden, um es ans Haus zu gewöhnen.

Nach 3, spätestens 3½ Jahren kann nun der Ansiedler darauf rechnen, seine erste große Ernte einzubringen, und diese Ernte wird, wenn nicht besonders schlechte Witterung oder andere besonders ungünstige Umstände dieselbe beeinträchtigt haben, ihm im allgemeinen mit einem Schlage mindestens die Hälfte seiner bisherigen Auslagen wieder einbringen.

Der durchschnittliche Ertrag eines Kakaobaumes auf Samoa beträgt 7 Pfund für das Jahr. Legen wir bei der nachfolgenden Berechnung, um ganz sicher zu gehen, einen durchschnittlichen Ertrag von nur 5 Pfund, was sehr vorsichtig gerechnet ist, zu Grunde, so stellt sich der Ertrag eines Acre auf 1000 Pfund.

Unter der Annahme eines Preises*) von nur 75 ₰ für das Pfund beträgt der Bruttoertrag eines Acre

*) S. Anmerkung auf S. 208.

750 *M.* Die Unkosten der Ernte und des Verkaufes werden von maßgebenden samoanischen Pflanzern auf rund 33⅓ % angegeben, mithin bleibt dem Pflanzer eine Nettoeinnahme von rund 500 *M* für den Acre. Die 12 Acres unserer Pflanzung würden also rund 6000 *M.* netto einbringen.

In den folgenden Jahren nimmt die Tragfähigkeit der Kakaobäume nun noch ganz erheblich zu, sodaß der Ansiedler im 8. Jahre mit ziemlicher Sicherheit auf eine Einnahme von 8000 bis 9000 *M.* rechnen kann, während die Auslagen für die Pflanzung von Jahr zu Jahr geringer werden und ganz gewiß 1000 *M.* jährlich nicht übersteigen.

Dazu kommen noch mit dem 8. Jahre die Erträge der kleinen Kokospflanzung, welche einen nicht zu verachtenden Zuwachs der jährlichen Einnahmen bedeuten.

Man geht gewiß nicht fehl, wenn man nach 10 Jahren die Gesamteinnahmen aus einer solchen Pflanzung von 15 Acres auf mindestens 10 000 *M.* veranschlagt, was einer Verzinsung von 100 % des Anlagekapitals gleich kommt.

Der Pflanzer wird nun im allgemeinen sich nicht auf die Bestellung der 15 Acres beschränken, sondern nach und nach auch die noch übrigen 15 Acres unter Kultur nehmen und dadurch seine Einnahme noch um ein Bedeutendes steigern.

Wie vorsichtig die ganze Aufstellung ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die samoanischen Pflanzer durchschnittlich schon bei der ersten großen Ernte (im 4. Jahre) auf einen Netto-Gewinn von m i n d e s t e n s 100 % des Anlagekapitals rechnen.

Schließlich möge hier noch eine kurze Übersicht über die Erträge einer kleinen Pflanzung von 3¼ Acres (H. Caruthers bei Apia) folgen:

Der Ertrag eines Acres betrug 1898 1363 Pfund und brachte einen Netto-Gewinn von rund 700 *M.*

Der Ertrag eines Acres betrug 1901 2200 Pfund und brachte einen Netto-Gewinn von rund 1200 *M.*

Die Ernte des Jahres 1901 muß als eine außergewöhnlich gute bezeichnet werden. Sie kann gewiß nicht als Norm gelten, sondern soll zeigen, was bei günstigen Witterungsverhältnissen und sorgsamer Pflege überhaupt geleistet werden kann.

Die Aussichten für unternehmende Auswanderer mit etwas Kapital sind also auf Samoa die denkbar günstigsten. Anraten möchte ich jedoch allen Auswanderungslustigen, bevor sie sich selbst im Busch an die Arbeit machen, einige Zeit auf einer Pflanzung zuzubringen und sich mit allen einschlägigen Arbeiten bekannt zu machen. Das wird sie vor manchen Fehlern und vor unnützen Geldausgaben bewahren. — — —

Die Tuanaimato-Pflanzung ist bis jetzt die größte Kakaopflanzung auf Samoa. Im ganzen sind 72 Acres mit Kakao bestellt. Die ältesten Bäume stehen in der Mitte des 4. Jahres, und die diesjährige so reichliche Ernte ist die erste. Der Same war von dem Besitzer selbst aus Ceylon importiert worden, und von den drei verschiedenen Sorten (Criollo — Forastero — Calabacillo) hat sich besonders die erste, welche auch im Handel am gesuchtesten ist, ganz vorzüglich bewährt.

Für mich war es natürlich von ganz besonderem Interesse, alle Einzelheiten der Pflanzung zu sehen und den interessanten Ausführungen des Besitzers zu folgen, um so mehr, als ich selbst eine wenn auch nur kurze



Soldaten der deutschen Polizeitruppe,
Kampfspiele ausführend.

praktische Thätigkeit im Pflanzen auf Hawaii durchgemacht hatte. — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

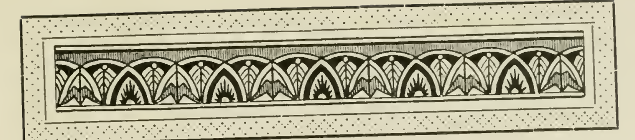
Die Strahlen der Sonne wurden flacher und mahnten zum Aufbruch.

Noch ein letztes, herzliches Lebewohl dem deutschen

Hause mit seinen lieben Bewohnern, und zurück ging's nach Vailima.

Dieser Besuch der Tuanaimato-Pflanzung hatte einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht. Hier hatte ich so recht gesehen, was Energie und Thatkraft eines unternehmenden Mannes auf Samoa schaffen können, und was alles die späteren Ansiedler diesen Pionieren Samoas verdanken, welche auf eigene Faust Gut und Glück gewagt haben. Jetzt ist es ein Leichtes, unter geordneten Verhältnissen den Beispielen und Ratschlägen dieser Männer zu folgen und die Schätze des unerschöpflich fruchtbaren Bodens zu heben.

Amerikanisch-Samoa.



XIII.

Amerikanisch-Samoa.

Bupp, Bupp! — Bupp, Bupp! puffte die kleine Maschine der kleinen „Kawau", welche mich wieder nach Tutuila zurückbringen sollte. Die kleine „Kawau", ein alter Bekannter, ist — Bupp, Bupp! — Bupp, Bupp! — ein großer Schmutzfink. Wo man sich hinsetzt oder hinfaßt, erhält man kleine Andenken, und mein weißer Anzug sah in kurzer Zeit recht preußisch aus. —

Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende. Deutsch-Samoa lag hinter mir — ein verlorenes Paradies. Bupp, Bupp! — Bupp, Bupp!

Nein, dieses Buppsen der Maschine war ja gräßlich, das ging durch Mark und Bein und traf jeden Nerv wie ein Keulenschlag.

Daneben wurde mein Geruchssinn leicht angeregt durch das Parfüm schlecht raffinierten Maschinenöls.

War diese Empfindlichkeit nur das erste Anzeichen der Seekrankheit, welche mich auf kleinen Schiffen bei mittlerem Seegange mit tötlicher Sicherheit trifft, denn ich habe es bisher nur bis zu einem goodweather-sailor

gebracht? Oder war es eine körperliche Mißstimmung, hervorgerufen durch den Abschied von Samoa, welches ich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes so lieb gewonnen hatte? Eine Mißstimmung, gesteigert durch ein physisches Unwohlsein, welches mich stets überkommt, wenn ich gezwungen bin, nordamerikanischen Boden mit seinen liebenswürdigen Rowdy-Sitten, seinen zahlreichen — pardon — Spucknäpfen und seinen whisky-durchdünsteten Hotels zu betreten gezwungen bin.

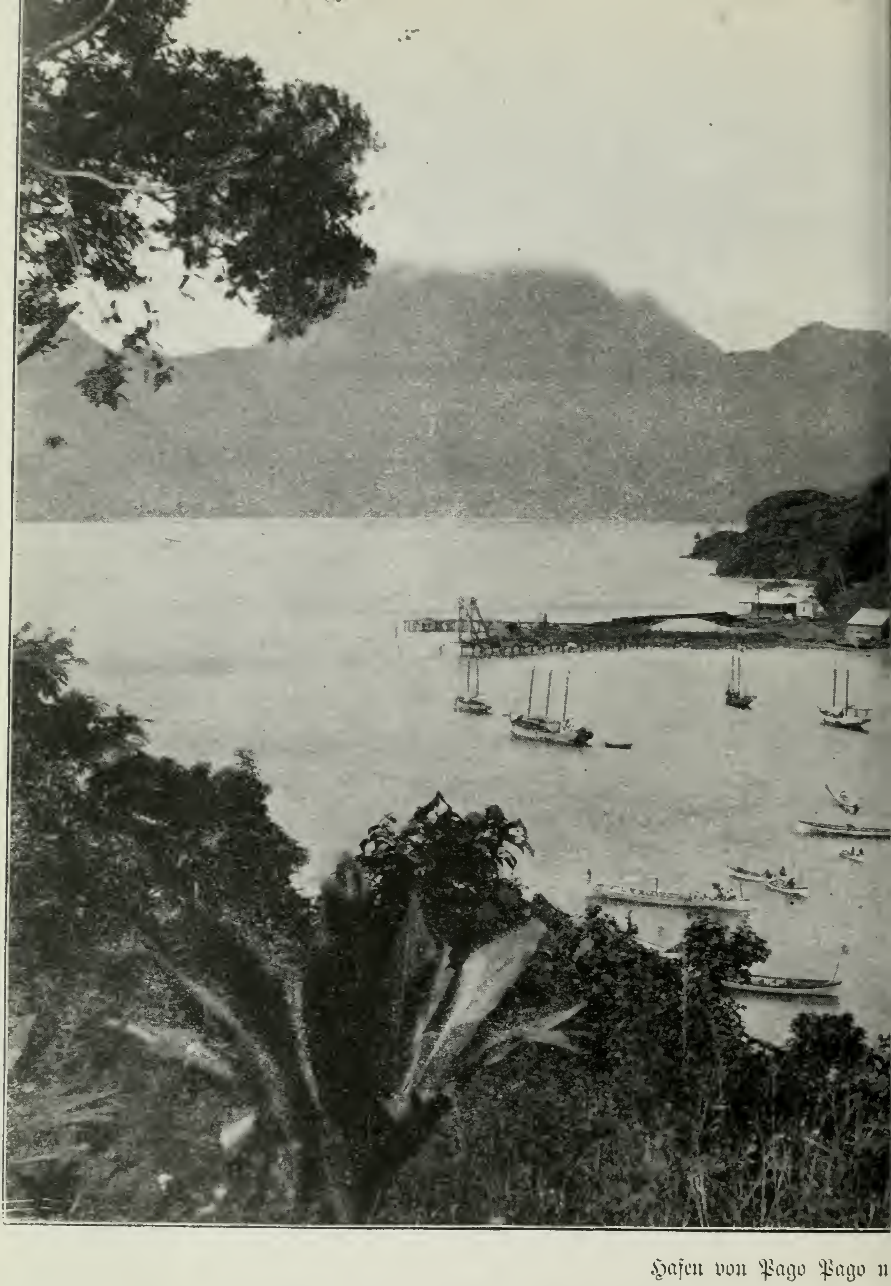
Oder aber — Hand aufs Herz — war das nur die Folge des leckeren Abschiedsmahles, welches man mir, dem Scheidenden, in Apia mit auf den Weg gegeben hatte?

Nun, es war wohl von allem etwas — aber es war gar nicht schön.

Da lag ich auf dem Achterdeck, ein Häufchen Elend. Ich hatte ein Gefühl, als wenn meine Adern mit Blei gefüllt seien.

Verworrene Gedanken durchschossen mein Hirn. Die Traumgötter äfften mich furchtbar.

Bald war es der gute Mataafa, der mit blutrünstigen, wilden Augen vor mir stand und gewandt mit seinem samoanischen Schwerte zum Hiebe ausholte, um sich an mir im Kopfabschneiden zu üben; bald war es der „flotte Max", welcher lammfromm wie immer, auf mich zukam, um sich dann blitzschnell umzudrehen und mir mit beiden Hinterhufen einen Tritt in die Magengegend zu versetzen; schließlich kam dann noch „Schön Tofi", nicht etwa, um mir Stirne und Schläfen zu streicheln, nein, sie beugte sich mit zartem Lächeln langsam zu mir herunter, ganz langsam, um mir einen



Hafen von Pago Pago u



andungsbrücke.

langen, langen Abschiedskuß zu geben. In demselben Momente aber, wo ihre Lippen die meinen zu berühren im Begriff sind, packt sie sphinxartig mit grimmigen Krallen meine Kehle und preßt sie, preßt sie so lange, daß mir der Atem zu vergehen droht. — Der Angstschweiß läuft nur so von meiner Stirn. — Ich schnappe nach Luft. — Vergebens. — — — Dann, meine ganze Kraft zusammennehmend, stemme ich beide Arme gegen die Brust des erbarmungslosen Würgengels, um ihn von mir zu stoßen. — Jede Muskel arbeitet in mir. — Schon will ich den Versuch aufgeben. — Aber da! — Da! — Es gelingt. — Ich drücke sie von mir, langsam, Zoll für Zoll. Jetzt kann sie nur noch eben meine Kehle fassen, ihre Arme sind lang ausgestreckt. — Noch etwas! — Mut! — Kraft! — Jetzt muß sie loslassen. — Freiheit! Freiheit! — — —

Ha! — Was ist das?! — Was ist das?! — Ich stoße den Körper weiter und weiter von mir zurück, aber ihre Arme dehnen sich, wie wenn sie aus Gummi seien. — Immer länger, immer dünner werden sie, aber ihre Hände liegen wie ein Paar eiserner Fesseln um meine Kehle. — — —

Ermattet sinke ich zurück. — — — Das ist der Tod. — — — Immer langsamer klopft das Herz, immer langsamer arbeiten die Pulse. — Meine Arme fallen schlaff am Körper nieder. — — — Eine siedende Blutwelle schießt mir ins Hirn. — Da! — Erlösung! Erlösung! — Die Fesseln von meiner Kehle lösen sich. Das Blut beginnt wieder zu kreisen, und eine erfrischende, belebende Kühlung umgiebt mich. — Die Schleusen des Himmels öffnen sich, und der Tropenregen prasselt nur

so auf das Deck der „Kawau“. Mit affenartiger Geschwindigkeit springen die nächtlichen Traumgestalten über Bord, allen voran der „flotte Max“, und auch ich eile mit derselben Geschwindigkeit, aber im Quadrate, unter das mittschiffs befindliche Wettersegel. — — —

Nun, auch diese Nacht hatte ein Ende, und beim schönsten Wetter fuhren wir am nächsten Morgen in den Hafen von Pago Pago ein.

Bis zur Ankunft des amerikanischen Dampfers waren es noch 3 Tage, hinreichend Zeit, um die kleine Insel Tutuila kennen zu lernen. Ich will aber gleich vorweg bemerken, daß ich außer dem wirklich idyllischen Hafen von Pago Pago mit seinem ruhigen, grünen Wasser und den dichtbewaldeten, steil abfallenden Bergwänden Schönes und Interessantes dort nicht angetroffen habe. Ich habe nur mehr oder minder starke Enttäuschungen erlitten. Das frechste und diebischste Eingeborenenpack, welches ich je gesehen habe, habe ich auf Tutuila angetroffen, die ursprünglich schön gebauten Gestalten von Schmutz starrend und von furchtbaren, ansteckenden Krankheiten zerfressen, welche die amerikanischen Matrosen ihnen als freundliche Liebesgabe der Civilisation gebracht haben. Kurz, einen krasseren Gegensatz zu den liebenswürdigen und treuherzigen Samoanern Upolus und Savaiis kann es gar nicht geben.

Ich kann nur jedem Reisenden von einem Besuche Tutuilas so dringend als möglich abraten. Wenn man Upolu und Savaii gesehen hat, so haben die kleinen amerikanischen Inseln keinen Reiz, sondern ein Besuch derselben ist nur dazu geeignet, die schönen Eindrücke,

welche man auf den anderen Inseln gewonnen hat, zu verwischen.

An landschaftlicher Schönheit steht Tutuila den deutschen Inseln gewiß nicht nach, doch unterscheidet sie sich von ihnen besonders durch das fast gänzliche Fehlen der ebeneren Landstriche. Steile Berge füllen die Insel ganz aus und machen trotz ihrer nicht sehr bedeutenden Höhe durch die Schroffheit ihrer Abhänge einen höchst großartigen Eindruck. Das gilt vor allem von der Nordküste, wo die Berge fast senkrecht ins Meer stürzen und trotz ihrer Steilheit doch mit einer dichten Vegetation bedeckt sind. Nur an der Südseite der Insel giebt es einige hügelige Ebenen, welche jedoch für einen Plantagenbau, außer für Kokospalmen, völlig ungeeignet sind.

Die Berge der Insel sind vulkanischen Ursprunges, und man sieht zahlreiche Krater mit weiten Öffnungen. Es hat den Anschein, als ob die alten Vulkane sich vereinigt und so die Insel gebildet haben.

Die Formation der Küste ist ganz verschieden von derjenigen der deutschen Inseln. Sie zeigt viele tiefe Einschnitte, welche jedoch meist von der Koralle derartig zugewachsen sind, daß sie für die Schiffahrt keine Bedeutung haben, mit Ausnahme des wirklich ganz vorzüglichen Hafens von Pago Pago, wenngleich auch dieser durch die Korallenbildung räumlich sehr beschränkt ist. Allerdings thun die Amerikaner alles, um diesen Hafen nach jeder Richtung hin zu verbessern, und ich muß gestehen, es war mit keiner geringen Eifersucht, daß ich den umfangreichen Arbeiten, besonders der Thätigkeit eines riesigen Dampfbaggers zusah, welcher

Tag und Nacht arbeitete und die idyllische Ruhe des Urwaldfriedens in höchst prosaischer Weise störte.

Ein solider eiserner Pier geht nun nächstens seiner Vollendung entgegen, sodaß die Schiffe das Einnehmen und Löschen der Ladung mit größter Bequemlichkeit und Schnelligkeit vornehmen können. Riesige Warenhäuser und Kohlenschuppen sind bereits zum größten Teil fertiggestellt. Die Ausgaben belaufen sich allerdings schon auf die Millionen Dollar. Aber obgleich auf Tutuila selbst so gut wie gar kein Handel ist, noch je möglich sein wird, so weiß der weitsichtige Amerikaner doch ganz genau, daß sich dieses Geld später einmal glänzend verzinsen wird.

Ja, wenn wir Deutschen doch etwas mehr von dem praktischen Sinn und dem Unternehmungsgeiste der Amerikaner hätten! Lernen wir doch von unsern Konkurrenten! Wer in den Kolonien ernten will, muß zuvor säen. Wann die Ernte reif wird und wie sie ausfällt, das wird die Zukunft lehren, hängt aber in erster Linie von der Aussaat ab. — — —

Zum amerikanischen Samoa gehören schließlich auch noch die kleinen, gänzlich bedeutungslosen Rosa-Inseln und die Manua-Gruppe.

Die Verwaltung des amerikanischen Samoa ist allerdings ebenso verrottet wie daheim in den Staaten. Die amerikanischen Beamten vertiefen sich mit eben demselben Eifer in den stillen Frieden der Whiskyflasche, wie die unsrigen in den staubvergilbter Aktenstöße und paragraphentriefender Gesetzesbestimmungen. Der amerikanische Gouverneur von Samoa soll es nun ganz be-



Scenerie aus dem Hafen von Pago Pago.

sonders arg treiben und mit einer Willkür regieren, daß es selbst den freien Amerikanern im Mutterlande zu bunt wird, und man schon zu meiner Zeit von einer Abberufung sprach, die auch in der That kürzlich erfolgt ist. — — —

Wie üblich, kam der amerikanische Dampfer, welcher mich nach Neu-Seeland bringen sollte, mit der gewohnten eintägigen Verspätung an. — — —

Nun war ich an Bord, und das dem ausfahrenden Schiffe von den samoanischen Ruderern zugerufene „Tofa! Tofa!" (Lebewohl!) fand in meinem Innern einen wehmütigen Wiederhall. —

Samoa lag hinter mir wie ein Traum. — Wann würde ich es wiedersehen? — Das jedoch stand fest bei mir, daß dieser erste Besuch, soweit ich es in der Hand habe, nicht der letzte sein würde. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Samoa gilt mit Recht als eins der schönsten Länder der Welt. Das jedoch ist zweifellos, daß es die schönste unserer Kolonien ist. Aber nicht nur die schönste, sondern auch die verhältnismäßig bei weitem zukunftreichste.

Wenn auch die Entwickelung dieser wunderbaren Inseln erst im Anfangsstadium ist, so werden wir „damned Dutchmen", wie uns die Amerikaner mit Vorliebe nennen, auf Samoa zeigen, daß wir gute Kolonisatoren und wert sind, dieses herrliche Paradies zu besitzen.

„Samoa ist des Schweißes selbst der Edelsten wert", so schließt der unglückliche Otto Ehlers. Mancher Schweiß und mancher deutsche Blutstropfen ist für Samoa auf

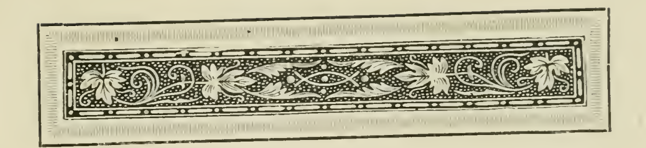
dem Altare des Vaterlandes hingeopfert. Jetzt ist Samoa deutsch, für ewige Zeiten! Aber unsere, der jungen Generation Pflicht ist es, nicht jetzt die Hände in den Schoß zu legen, sondern das uns überkommene Erbe zu erwerben, um es zu besitzen. Mögen die vielen Schweißtropfen und Sorgen der ersten wagemutigen Pflanzer nicht vergebens gewesen sein; möge die blutige Saat, welche die wackeren deutschen Matrosen mit ihren mannhaften Führern gesäet haben, jetzt aufgehen! Möge Samoa noch für manchen unternehmenden Deutschen eine glückliche Heimat werden!

Das walte Gott!



Anhang.





Anhang I.

Meteorologische Notizen.*)

Die meteorologische Beobachtungsstation auf Samoa liegt etwa in der Mitte der Nordküste der Insel Upolu, am Westende des Ortes Apia, einige Meter über dem Meeresniveau und ist ausgestattet mit Instrumenten der deutschen Seewarte in Hamburg.

Der Ort Apia liegt: 171° 45′ 27″ W. Lg.,
13° 49′ 1″ S. Br.

Die Länge in Zeit zwischen Apia und Greenwich beträgt $11^h\ 27^m\ 9^s$.

Die Hafenzeit, d. h. die Zeit zwischen der Kulmination des Mondes und dem nächsten Hochwasser beträgt: $6^h\ 28^m$.

Zur Zeit der Springflut beträgt der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasser: $1{,}3^m$.

Von Mai bis November weht der Südost-Passat; während der Regenzeit von Dezember bis April wehen nördliche und westliche Winde. Zur Zeit des Passats

*) Nach Dr. B. Funk, Apia.

setzt bald nach Sonnenuntergang Landbrise ein, die bis gegen 8 Uhr Morgens anhält. Oft weht aber der Passat auch die ganze Nacht hindurch und bringt dann in der Regel böiges Wetter.

Die Maximaltemperatur ist zwischen 2h und 4h p.m. Die Minimal-Tagestemperatur wurde zwischen 3h a. m. und Sonnenaufgang beobachtet.

Die Variation beträgt 9° Ost (1886).

Die Insel Upolu hat eine Länge von etwa 72,18 km und eine Durchschnittsbreite von 17,5 km. Das flache Land erstreckt sich unter allmählicher Erhebung bis zu 100 m bis 5 km inland, bis zum Fuße der Gebirge. Dieses die Insel von O. S. O. nach W. N. W. durchziehende Kettengebirge mit nach beiden Seiten ziemlich steil abfallenden Kammhöhen erreicht an manchen Punkten eine Höhe von über 1000 m und ist mit bis zu den Gipfeln reichenden, dichten Urwäldern besetzt.

Außer der durchlaufenden Gebirgskette findet man viele einzelstehende Berge von 60 bis 200 m Höhe, vielleicht durch lokale vulkanische Eruptionen oder durch Circumdenudationen gebildete Reste zerstörter Formationen. Die Gebirge enthalten tiefe Klüfte und Spalten, in deren Mehrzahl sich Wasserläufe gebildet haben. In der Nähe alter Krater ist das Land mit Basalttrümmern besäet. Man findet viele, zum Teil geräumige Höhlen (Schlackensäcke). Von Mineralien findet sich nur Basalt und stellenweise roter Thoneisenstein. Der Basalt enthält Olivin-Leucitkrystalle.

Die Insel Savaii ist erheblich jüngeren Ursprungs als Upolu, was aus der teilweise noch wenig verwitterten Lava zu erkennen ist.

Aus diesem Grunde auch ist sie nicht so reich an Flüssen wie Upolu, da das Wasser in dem porösen Lavaboden schnell versickert.

Savaii ist wissenschaftlich noch so gut wie garnicht erforscht, doch soll der Boden mindestens ebenso, vielleicht noch fruchtbarer als der Upolus sein.

Die rhomboidförmige Insel hat einen Rauminhalt von 1687 qkm und ist somit ungefähr doppelt so groß wie Upolu.

Die in einer dreifachen Kette geordneten Berge erreichen Höhen bis zu 1650 m.

Im übrigen sind die orographischen und klimatischen Verhältnisse auf den beiden Inseln beinahe gleiche.

Für die Ansiedlung am günstigsten sind Höhenlagen von 300—800 m, da hier die Temperaturen erheblich niedriger sind als im flachen Küstenlande, auf welches die in den nachstehenden Tabellen enthaltenen Temperaturangaben bezogen sind.

Der Regen geht meistens in ziemlich heftigen, kurz anhaltenden Böen (Schauern) nieder, welchen dann wieder schönes, sonniges Wetter folgt.

Temperatur, Barometer, Regenmenge.

Monat	Durchschnitts-Maximal- und Minimaltemperatur °		Mittlere Temperatur °	Maximum und Minimum des Barometerstandes mm		Durchschnitts-Regenmenge am Strande		Durchschnitts-Regenmenge in den Bergen	
				Maximum	Minimum	Regenmenge	Regentage	Regenmenge	Regentage
Januar	Celsius . . .	31,8—22,2	27,0	763,6	755,2	mm 455,0	25,5	mm 632,0	22,2
	Réaumur .	25,4—17,8	21,6	Engl. Zoll	Engl. Zoll	Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit	89,2—72,0	80,6	30,07	29,73	17,92		24,88	
Februar	Celsius . . .	32,1—21,6	26,9	763,2	755,7	mm 527,0	22,0	mm 363,0	21,6
	Réaumur .	25,7—17,3	21,5	Engl. Zoll	Engl. Zoll	Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit	89,8—70,8	80,4	30,05	29,75	20,78		14,39	
März	Celsius . . .	32,0—21,8	26,9	765,7	746,5 *)	mm 316,0	22,0	mm 444,0	20,8
	Réaumur .	25,6—17,4	21,4	Engl. Zoll	Engl. Zoll	Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit	89,6—71,2	80,0	30,15	29,39	12,44		17,48	
April	Celsius . . .	31,0—19,7	25,4	764,8	758,4	mm 315,0	20,0	mm 229,0	18,6
	Réaumur .	24,0—15,8	20,3	Engl. Zoll	Engl. Zoll	Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit	87,8—67,4	77,8	30,11	29,86	12,40		8,71	
Mai	Celsius . . .	31,7—20,6	26,2	765,4	760,1	mm 156,0	13,5	mm 120,0	12,0
	Réaumur .	25,4—16,5	21,0	Engl. Zoll	Engl. Zoll	Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit	89,0—69,0	79,2	30,14	29,93	6,15		4,73	

*) 746,5 mm niedrigster beobachteter Barometerstand bei dem schweren Sturme am 16. März 1889.

Temperatur, Barometer, Regenmenge.

Monat	Durchschnitts-Maximal- und Minimaltemperatur °	Mittlere Temperatur °	Maximum und Minimum des Barometerstandes. mm		Durchschnitts-Regenmenge am Strande: Regenmenge	Durchschnitts-Regenmenge am Strande: Regentage	Durchschnitts-Regenmenge in den Bergen: Regenmenge	Durchschnitts-Regenmenge in den Bergen: Regentage
			Maximum	Minimum	mm		mm	
Juni	Celsius . . . 30,9—19,2	25,0	766,0	760,1	187,5	14,2	178,0	12,5
	Réaumur . 24,7—15,4	20,0	Engl. Zoll		Engl. Zoll		Engl. Zoll	
			30,16	29,93	7,37		7,01	
	Fahrenheit 87,6—66,6	77,0						
			Maximum	Minimum	mm		mm	
Juli	Celsius . . . 30,02-19,2	24,7	767,0	758,0	89,2	10,1	177,0	10,6
	Réaumur . 24,2—15,4	19,8	Engl. Zoll		Engl. Zoll		Engl. Zoll	
			30,17	29,85	3,4		6,98	
	Fahrenheit 86,4—66,6	76,4						
			Maximum	Minimum	mm		mm	
August	Celsius . . . 29,7—18,0	23,9	766,0	761,7	152,0	13,0	113,0	8,6
	Réaumur . 23,8—14,4	19,1	Engl. Zoll		Engl. Zoll		Engl. Zoll	
			30,16	29,99	5,99		4,45	
	Fahrenheit 85,4—64,4	75,0						
			Maximum	Minimum	mm		mm	
September	Celsius . . . 31,5—19,7	25,6	766,4	758,3	147,9	17,5	285,0	14,2
	Réaumur . 25,2—15,8	20,5	Engl. Zoll		Engl. Zoll		Engl. Zoll	
			30,18	29,86	5,82		11,22	
	Fahrenheit 88,8—67,4	78,0						
			Maximum	Minimum	mm		mm	
Oktober	Celsius . . . 30,5 - 20,1	25,3	765,7	759,8	160,9	18,0	247,0	16,2
	Réaumur . 24,4—16,1	20,3	Engl. Zoll		Engl Zoll		Engl. Zoll	
			30,15	29,92	6,30		9,72	
	Fahrenheit 87,0—68,1	77,6						

Temperatur, Barometer, Regenmenge.

	Durchschnitts-Maximal- und Minimaltemperatur °	Mittlere Temperatur °	Maximum und Minimum des Barometerstandes mm		Durchschnitts-Regenmenge			
					am Strande		in den Bergen	
			Maximum	Minimum	Regenmenge	Regentage	Regenmenge	Regentage
November	Celsius . . . 31,2—19,9	25,5	764,9	753,4	mm 366,8	24,5	mm 235,0	15,4
	Réaumur . 25,0—15,9	20,4	Engl. Zoll		Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit 88,2—67,8	78,0	30,12	29,67	14 41		8,65	
			Maximum	Minimum				
Dezember	Celsius . . . 31,5—21,3	26,4	764,9	755,1	mm 436,7	23,0	mm 419,0	20,2
	Réaumur . 25,2—17,1	21,2	Engl. Zoll		Engl. Zoll		Engl. Zoll	
	Fahrenheit 88,8—70,4	79,6	30,12	29,73	17,17		16,49	

Jährliche Durchschnittstemperatur 25,7 ° Celsius
do. 20,6 ° Réaumur
do. 78,2 ° Fahrenheit

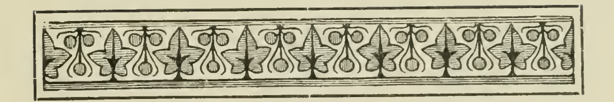
Jährliches Durchschnittsmaximum des Barometerstandes:
765,2 mm = 30,13 Engl. Zoll.

Jährliches Durchschnittsminimum des Barometerstandes:
757,0 mm = 29,81 Engl. Zoll.

Jährlicher Durchschnitts-Barometerstand:
761,1 mm = 29,97 Engl. Zoll.

Jährliche Durchschnitts-Regenmenge:
3419,0 mm = 134,60 Engl. Zoll.

Jährliche Durchschnitts-Regentage:
196,3.



Anhang II.

Verzeichnis der im Schutzgebiet von Samoa angesessenen hauptsächlichsten selbständigen Kaufleute, Pflanzer, Gewerbetreibenden 2c.

Lfde. Nr.	Name der Erwerbsgesellschaft bezw. Firma	Plantage, Handelsniederlassung u. s. w.	Ort der Niederlassung	Bemerkungen
1.	Otto Adam . . .	Schlosserei	Apia	
2.	E. F. Allen . . .	Koprahändler	Savaii	
3.	F. Andrew . . .	Photograph	Apia	
4.	Ch. Bartlet . . .	Koprahändler	Le Alatele (Savaii)	
5.	Bayerlain	do.	Aleipata (Upolu)	
6.	Ch. Bonnelyeke .	Bäcker u. Kaufmann	Apia	
7.	Dr. Braught . .	Arzt	„	
8.	H. Caruthers . .	Kokos- u. Kaffee-Plantage	„	
9.	F. Cornwall . .	Kokos-Plantage	Magie (Upolu)	
10.	J. C. Curry . .	Händler und Zimmermann	Apia	
11.	John Davis . . .	Photograph	„	
12.	W. C. Dean . .	Kaufmann	„	

Lfde. Nr.	Name der Erwerbsgesellschaft bezw. Firma	Plantage, Handelsniederlassung u. s. w.	Ort der Niederlassung	Bemerkungen
13.	Deutsche Handels- u. Plantagen-Gesellschaft der Südsee	Plantagen- und Handelsniederlassungen	Hamburg	Hauptagentur in Apia. Vertretungen auch an and. Orten der Inseln
14.	R. Easthope . . .	Hotel und Gastwirtschaft	Apia	International-Hotel
15.	P. C. Fabricius	Kaufmann und Plantage	"	
16.	A. M. Farland .	Kokos-Plantage und Koprahändler	Falealili (Upolu)	
17.	A. Fries	Kokos- u. Kakao-Plantage	Apia	
18.	Dr. B. Funk . .	Arzt	"	
19.	F. W. Gabriel .	Zimmermann	"	
20.	Hugo Gebauer. .	Kaufmann	"	
21.	F. Grap	Barbier	"	
22.	Grevsmühl & Co.	Handelsniederlassung	"	
23.	Haidlen	Landmesser	"	
24.	E. Hansen-Schmidt	Kokos- u. Kakao-Plantage	"	
25.	Harrington . . .	Fruchthändler	"	
26.	Harrington&Hugh	Leichter u. Wasserversorgung	"	
27.	Ch. Hellesoe . . .	Bäcker und Kaufmann	"	
28.	E. Hetherington .	Kokos- u. Kakao-Plantage	"	
29.	P. Hoeflich . . .	Selterswasserfabrik	"	
30.	P. Jensen	Händler	Savaii	
31.	J. Kennerson . .	Schiffbauer	Apia	

Lfde. Nr.	Name der Erwerbsgesellschaft bezw. Firma	Plantage, Handelsniederlassung u. s. w.	Ort der Niederlassung	Bemerkungen
32.	W. Johnston . .	Händler	Apia	
33.	Er. Kuckuck . . .	Bäcker u. Kaufm.	"	
34.	Ch. Kui	Tischler	"	
35.	G. Kunst	Kakao-Plantage	"	
36.	W. Landells . .	Schmiede und Wagenbauerei	"	
37.	J. Latapie . . .	Kaufmann	"	
38.	E. Lübke	Druckerei	"	Redaktion der Samoanischen Zeitung
39.	Macdonald . . .	Landmesser	"	
40.	F. Meins	Bierhalle und Kegelbahn	"	
41.	James Meredith	Kaufmann und Koprahändler	"	
42.	Thomas Meredith	Kaufmann	"	
43.	W. & S. Meredith	Schlachter	"	
44.	H. Milford . . .	Bootbauer und Zimmermann	"	
45.	H. J. Moors . .	Kakao-Plantage u. Handelsniederlassungen	"	
46.	A. Nelson	Händler	Savaii	
47.	Ch. Netzler . . .	Kaufmann	Apia	
48.	F. Niedringhaus	Hotel und Gastwirtschaft	"	Central-Hotel
49.	F. C. Nielsen . .	Kokos-Plantage u. Koprahändler	Safata (Upolu)	
50.	Ollendorf	Koprahändler	Falealupuga (Upolu)	
51.	P. Paul	Zimmermann	Apia	
52.	D. S. Parker . .	Kaufmann	"	
53.	G. W Partsch .	Kaufmann, Auktionator u. Gastwirt	"	

Lfde. Nr.	Name der Erwerbsgesellschaft bezw. Firma	Plantage, Handelsniederlassung u. s. w.	Ort der Niederlassung	Bemerkungen.
54.	B. Peemüller . .	Kakao-Plantage	Apia	
55.	R. Rathke	Bäcker u. Kaufm.	"	
56.	Ed. Reid	Schlachter	"	
57.	M. Rosenberg . .	Kaufmann und Koprahändler	"	
58.	Hugo Schmidt . .	Kakao- u. Kaffee-Plantage	"	
59.	W. Schroeder . .	Händler	Malie (Upolu)	
60.	Dr. Schwesinger .	Arzt	Apia	
61.	H. J. Skeen . .	Rechtsanwalt	"	
62.	J. Smart	Hotel und Gastwirtschaft	"	Tivoli-Hotel
63.	St. Louis Plantation Company .	Handelsniederlassung	Upolu u. Savaii	
64.	F. Stehr	Gastwirtschaft	Apia	
65.	K. Ah. Suh . .	Händler	"	
66.	W. J. Swann .	Drogenhändler	"	
67.	C. Tailor	Bootbauer	"	
68	T. Trood	Frucht-Plantage	"	
69.	L. Volkmann . .	Kokos-Plantage	"	
70.	A. Walter	Schlachter	"	
71.	A. Warns	Kokos-Plantage und Händler	Aleipata (Upolu)	
72	J. Westbrock . .	Händler	Apia	
73.	O. Wetzell	Kakao- u. Kokos-Plantage	"	
74.	A. A. Willis . .	Architekt	"	
75.	Allen Williamson	Bootbauer	"	
76.	Dr. Zierrich . . .	Rechtsanwalt u. Pflanzer	Matautu-Savaii	
77.	E. Zuckschwerdt .	Kaufmann	Apia	



Anhang III.

Wie man nach Samoa gelangt.

1) Der kürzeste Weg nach Samoa geht über New-York und S. Francisco. Die Beförderungsdauer beträgt bei sofortigen Anschlüssen 24 Tage. Direkte Billets sind beim Norddeutschen Lloyd erhältlich, und stellen sich die Überfahrtspreise wie folgt:

Hamburg bezw. Bremen — Apia
via S. Francisco

I. Kl. 956,25 *M.* II. Kl. 743,75 *M.* III. Kl. 543 *M.*

Die Preise verstehen sich einschließlich Verpflegung mit Ausnahme der 4½ Tag Bahnfahrt durch Amerika, während welcher für Schlafeinrichtung und Verpflegung in der I. Kl. ca. 120 *M.*, II. Kl. 90 *M.*, III. Kl. 60 *M.* zu zahlen sind.

2) Der Weg über Sydney ist erheblich weiter, für Passagiere der III. Klasse aber bedeutend billiger. Die Preise sind folgende:

Hamburg bezw. Bremen — Sydney — Apia

I. Kl. 1460 *M.* II. Kl. 835 *M.* III. Kl. 420 *M.*

Die Fahrtdauer beträgt 55 Tage. — Auf allen Dampfern ist 1 cbm Freigepäck für ein volles Billet gestattet, mit Ausnahme der transatlantischen Dampfer, auf denen nur ½ cbm frei sind. Bei durchgehendem Fahrschein erlaubt die amerikanische Bahn 350 Pfund Freigepäck, sonst nur 156 Pfund.

Allen denjenigen aber, welche sich für Samoa interessieren und betreffs der samoanischen Verhältnisse, Reise rc. eingehenden Rat wünschen, ist der Verfasser (Adresse: Oldenburgische Landesbank, Oldenburg i. Gr.) gerne erbötig, diesen zu erteilen.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 314 797 2

